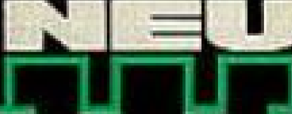
1,80 DM / Band 562
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-




GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Mordnacht in Paris

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150




# Mordnacht in Paris

## John Sinclair Nr. 562

## Teil 1/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 11.04.1989***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Mordnacht in Paris

Der Wind fegte so eisig heran wie die Klauenhand des Sensenmannes, die bald nach dem Buckligen greifen sollte.

Er wollte sterben, mitten in Paris, in einer düsteren Nacht, ebenso düster wie sein Schicksal, das ihn zweiunddreißig Jahre seines Lebens gepeinigt hatte.

Der Bucklige hatte sich für seinen Tod einen Platz ausgesucht, der inmitten der Millionenstadt an der Seine lag. Genau dort, wo man das alte Paris noch fand: Montmartre…

Und hier stand die Kirche, die er stets bewundert hatte.

Sie gehörte ebenfalls zu den Attraktionen, wurde von unzähligen Touristen besucht, stand auf einem Hügel und besaß einen Namen, den fast jeder kannte: Sacre Coeur.

Der Bucklige kannte den Weg, um auf den hohen, wuchtigen Kuppelturm zu gelangen, der bei klarem Wetter einen herrlichen Blick über Paris garantierte, nach Westen hin über den Friedhof von Montmartre hinweg bis hin zum Eiffelturm.

Dafür hatte der Bucklige in dieser Nacht keine Augen. Er stemmte sich gegen die Böen, die immer wieder gegen den Kuppelturm schlugen.

Der Bucklige wußte schon, an welcher Stelle er seinem Leben ein Ende setzen wollte. Den Blick nach Westen gewandt, ein Abschied von dieser Stadt, die Menschen fressen konnte.

Er hatte eine schmale Rinne gefunden, in die er seine Füße stemmte. Für einen Moment ruhte er sich aus. Sein Gesicht glich einer gezeichneten Monstermaske. Weit aufgerissen war der Mund. Der Wind drang in die Falten der Haut, die wie Gräben wirkten, und schleuderte auch das Haar in die Höhe, als wollte er es mit wütenden Bewegungen vom Schädel reißen. Er drang durch die alte, viel zu dünne Kleidung bis auf die Haut und trieb dem Selbstmörder das Wasser in die blassen Augen.

Der Nachthimmel über Paris glitzerte fast hell. Tausende von Lichtern sorgten dafür.

Am Abend hatte es geregnet. Wind und trockene Luft hatten die Pfützen schnell verschwinden lassen. Nur mehr ein paar Flecken lagen wie Tücher auf dem Gestein der alten Kirche. Dem Herzen Jesu war die Kirche geweiht und aus weißem Marmor errichtet worden.

Man bezeichnet sie auch als die weiße Basilika. Wer zu ihr hochwollte, mußte über die in dieser Nacht leeren Treppen gehen. Ihre hellen Abgrenzungen wirkten, aus der Höhe gesehen, wie dünne, lange Knochen in der Dunkelheit des winterlichen Grases, das den Park wie ein Teppich bedeckte.

Der Bucklige rutschte weiter. Sein Atem pfiff. Häufig wischte er über seine Augen. Er hörte auch den Herzschlag. Laut und trommelnd kam er ihm vor.

Die letzten Aussichtsfenster an der Rundung hatte er längst hinter sich gelassen. Wie ein gehetztes Tier bewegte er sich auf dem Dach entlang, das an einigen Stellen sehr glatt war. Zweimal war er schon abgerutscht und hatte sich erst im letzten Augenblick fangen können.

So kämpfte er sich weiter vor, hörte das Knattern seiner alten Kleidung und dachte daran, daß er an seinen Mitmenschen verzweifelt hatte.

Quasimodo zwei, so hatten sie ihn genannt. Er war von ihnen lächerlich gemacht worden; sie hatten ihn getreten, manchmal sogar bespuckt. Selbst die älteren Mitbürger des Viertels hatten ihn, den Verwachsenen, mit Verachtung bestraft.

Von den jungen Mädchen war er verspottet worden, nur die alte

Dirne Cilly hatte sich seiner erbarmt. Vielleicht deshalb, weil sie ein ähnliches Schicksal ertragen mußte.

Für viele war Paris die Stadt des Lebens, das Zentrum Frankreichs, Himmel und Hölle zugleich.

Er beschränkte sich auf die Hölle.

Wieder duckte er sich, als der Wind besonders hart so urplötzlich gegen ihn peitschte. Er hörte ihn heulen und wimmern. Klagelieder ausstoßend fuhr er um den Kuppelturm. Die Seelen unzähliger Geister schien sich in ihm zu vereinigen.

Mit der rechten Schulter schabte er über das Dach. Vogelmist klebte darauf, getrocknet und feucht. Manchmal stank das Zeug wie ein Plumpsklo.

Quasimodo suchte eine bestimmte Stelle, von der er springen wollte. Von diesem Ort nämlich konnte er die Laterne im Park sehen, die er sich als Ziel ausgesucht hatte. Er würde sich abstoßen, hinein in das Licht fliegen und schließlich mit zerschmetterten Knochen auf dem Boden liegenbleiben.

Spüren würde er bestimmt nichts. Er fürchtete sich nur vor dem Absprung, dem langen Fall. Der Aufschlag interessierte ihn nicht.

Die Parklaterne lockte ihn wie ein in der Unendlichkeit schwebendes Licht. Er drehte sich, damit er sich mit dem Rücken gegen die Kuppel drücken konnte.

Das Licht lockte ihn. Er wußte, daß er, um es erreichen zu können, sich sehr viel Schwung geben mußte. Er würde Kraft einsetzen müssen, um die Hindernisse und Vorbauten überfliegen zu müssen.

Noch einmal schaute er zum Himmel. Wolken strömten wie flache Sandbänke von Westen nach Osten. Dazwischen schimmerte hin und wieder ein ferner Stern.

Was lag dahinter?

Der Bucklige wußte es nicht. Vielleicht das Reich, das seine Seele aufnehmen würde. Der Herrgott hatte mit den Verzweifelten und den Geknechteten Erbarmen, so hatte der Bucklige es stets gehört. Er hoffte, daß er auch mit ihm Erbarmen haben würde.

Tief und auch weit unter ihm schimmerte ein helles und trotzdem dunkles Band, das Paris in zwei Hälften teilte. Die Seine, *der* Fluß Frankreichs. Viel besungen, gelobt und auch verdammt. Manchmal glitten Lichtreflexe über die Wellen. Dieses Blitzen erreichte auch die Augen des Buckligen. Er wollte es als einen letzten Gruß dieser verdammten Stadt mit auf die Reise in den Tod nehmen.

Der Bucklige beugte sich vor. Er hatte genau an dieser Stelle einen relativ festen Stand bekommen. Den brauchte er auch, um sich abstoßen zu können.

Seltsam – auf einmal schlug sein Herz nicht mehr so heftig. Eine ungewöhnliche Ruhe bemächtigte sich seiner. Die innere Stille

übertrug sich auch auf sein Gesicht und gab ihm einen eher sanftmütigen Ausdruck. Verschwunden waren der Haß auf die Welt, auf die Stadt Paris und auf die Menschen, die ihn nur verachtet hatten. Ihm kam es vor, als hätten Engel ihre Arme ausgebreitet, um ihn sicher von einer Welt in die andere zu geleiten. Der Bucklige lächelte, seine Augen bekamen ein schon überirdisches Strahlen.

Alles war so leicht, so wunderbar, so anders.

Genau in dem Augenblick stieß er sich mit beiden Füßen ab!

***

Der Bucklige beschrieb einen Halbbogen. Nicht so flach wie ein Schwimmer vom Startblock, wesentlich höher, eigentlich nicht gut für sein Vorhaben, denn sein Körper würde bestimmt nicht zuerst im Park aufschlagen, sondern an den runden Vorbauten oder kleinen Erkern unterhalb der großen Dachkuppel.

Er fiel, er flog, er schwebte…

Welch ein Schweben!

Der Bucklige hatte das Gefühl, ein Vogel zu sein. Die Zeit war bedeutungslos für ihn geworden, das andere Gefühl hielt ihn voll und ganz umfangen.

Raste er dem Erdboden entgegen?

Quasimodo kam sich nicht so vor. Vielmehr bekam er den Eindruck, getragen zu werden.

Der Wind umrauschte ihn. Er spielte mit dem Körper, der Kleidung, mit den Haaren, und er flüsterte ihm etwas zu. Das Rauschen teilte sich, aus ihm entstanden Stimmen.

Nein, eine Stimme.

Sie sprach und lachte zugleich. »Weshalb willst du dein Leben wegwerfen, Quasimodo? Weshalb?«

»Ich will nicht mehr…«

»Sterben wirst du früh genug.«

Der Bucklige hatte die Augen weit geöffnet. Scharf wie Messer drang der Wind gegen sie, ließ sie tränen und trocknete sie gleichzeitig. Trotz des Falls, der immer länger dauerte und kein Ende zu nehmen schien, mußte der Bucklige die Frage stellen. Er schrie sie gegen den Wind, hinein in die Nacht.

»Wer bist du, der du mit mir sprichst? Bist du ein Engel?«

Der Bucklige hörte ein Lachen. Es erreichte ihn aus allen Richtungen und tobte in seinen Ohren. Er hatte noch nie in seinem Leben ein ähnliches Lachen gehört. Es klang nicht menschlich, obgleich es von einer wohl menschlichen Stimme abgegeben wurde.

Quasimodo fiel weiter.

Er hätte schon längst mit zerschmetterten Knochen auf dem Erdboden liegen müssen, das war nicht geschehen. Irgendeine ihm

nicht bekannte Kraft verlängerte künstlich den Flug.
Er schwebte, der Untergrund kam nicht näher, und der Bucklige glaubte an unsichtbare Arme, die ihn hielten.
Dazu zählte er auch das Lachen. Noch immer umgab es ihn. Seine Wellen trugen ihn weiter, ließen ihn schweben, sie hielten ihn, und es verstummte so plötzlich, wie es aufgeklungen war.
»Ein Engel?« Nun hörte er wieder die Stimme und konzentrierte sich auf den Klang.
Bon – sie war menschlich, jedoch modulationslos. Sie hätte einer Frau als auch einem Mann gehören können. Sie war einfach neutral und trotzdem gefährlich.
»Ich war ein Engel, ja, ich war es. Vor einer Zeit, als die Erde noch nicht so aussah wie heute. Damals kämpften die Geister gegeneinander um die Vorherrschaft der Welt. Die Engel, die mehr wollten, lehnten sich auf. Begreifst du nun?«
Der Bucklige begriff und erinnerte sich an die zahlreichen Bilder, die er in seinem Leben gesehen hatte. Einige von ihnen zeigten stets das gleiche Motiv, von den Malern nur in immer anderen Stilrichtungen gemalt.
Der Engel mit dem Flammenschwert, der die Schlange mit seiner Waffe durchbohrte.
Die erste Vernichtung des Bösen und der Sieg des Guten! Die Schlange war auch einmal ein Engel gewesen, bis sie gottgleich sein wollte. Da hatte sie ein anderer Engel, Michael, mit dem Schwert durchbohrt und in die Tiefen der Verdammnis geschickt, wo sie einen neuen Namen bekam.
Der Teufel war es!
Es überkam ihn wie ein Schlag. Plötzlich wußte er, wer mit ihm sprach. »Du bist der Satan!« schrie er in den Wind, die Nacht und in die Finsternis hinein.
»Jaaaa… ich bin der Teufel!« Die Antwort klang ihm voller Stolz entgegen. »Fürchtest du dich vor mir, Buckliger?«
Quasimodo gab keine Antwort.
»Fürchtest du dich vor deinem Retter?«
Das letzte Wort meißelte sich im Gehirn des Selbstmordkandidaten fest. Retter, hatte er gesagt. Wollte der Teufel ihn tatsächlich vor dem Tod retten? War er nicht schon dabei? Normalerweise hätte der Bucklige längst zerschmettert im Park liegen müssen.
Auch seine Flugrichtung hatte sich verändert. Er fiel nicht mehr direkt der Tiefe entgegen. Der Halbbogen hatte einen größeren Umfang bekommen.
Jemand leitete ihn wie der Strahl eines Radargerätes. Nein, das bildete er sich ein. Die Stimme, der Fall, die Gedanken – das alles spielte sich bestimmt nur im Bruchteil einer Sekunde ab und nicht

über Minuten hinweg, wie es ihm vorkam.
»Ich will tot sein!« schrie Quasimodo gegen den Fallwind an. »Ich will einfach tot sein!«
»Weshalb denn?«
»Ich kann nicht mehr leben! Ich bin von den Menschen ausgesto ßen worden. Sie haben mich nur gequält, sie haben mich fertiggemacht, mich, den Buckligen.«
Da lachte der Teufel, falls er es überhaupt war. Wieder umgab sein Gelächter den Fallenden wie ein brausender Orkan. »Das ist doch alles Unsinn.«
»Nein, es stimmt!« brüllte der Bucklige.
»Das will ich nicht bestreiten. Ich jedoch gebe dir die einmalige Chance, es ihnen heimzuzahlen.«
»Wieso?«
»Indem ich dir das Leben schenke, es dir zurückgebe. Ganz wie du willst. Dann kannst du sie dir holen, einen nach dem anderen. Räche dich! Mache sie fertig!«
Das hörte sich nicht schlecht an. Allein, er konnte es nicht glauben.
Sich an den Menschen rächen, es ihnen heimzahlen können. Davon hatte er oft geträumt.
»Wie denn?« schrie Quasimodo in den Fallwind hinein. »Wie soll ich mich rächen?«
»Indem du sie…« Der Teufel lachte. »Aber das überlasse ich dir. Ich werde dafür sorgen, daß du unsterblich wirst, wenn du mir versprichst, etwas zu geben.«
»Was soll das sein?«
»Deine Seele. Was sonst?«
Ja, was sonst? Mochte der Bucklige auch kein schöner Anblick sein, ein Dummkopf war er nicht. Er wußte sehr wohl, was er damit abgab, seine Seligkeit. Und was würde er dafür bekommen. Der Teufel wollte ihn unsterblich machen, ihm möglicherweise ein anderes Aussehen geben. Vielleicht konnte er ihn zu einem schönen, jungen. Mann machen, auf den die Frauen flogen.
»Überlege nicht zu lange!« hallte ihm die Stimme des Höllenherrschers entgegen. »Du mußt dich entscheiden, schnell, sehr schnell sogar.«
Der Teufel hatte nicht gelogen. Für ihn wurde es tatsächlich Zeit, denn der Erdboden raste auf ihn zu. Aus der Tiefe stieg er ihm entgegen, und er brachte die Dinge mit, die auf ihm wuchsen.
Die Bäume, die Häuser in der Nähe, all das wuchs regelrecht zusammen und saugte ihn an.
Lichter schwammen als tanzende Flecken. Der Fallwind biß in seine Haut und rötete sie. Die Haare flatterten, als sollten sie vom Kopf abgerissen werden.

»Noch einmal!« rief der Teufel. »Entscheide dich, und entscheide dich jetzt!«

Der Bucklige gab eine Antwort.

»Jaaa!« brüllte er. Und noch einmal:

»Jaaa, ich will!«

Dann schlug er auf!

***

Es war kein Schlag, ein Explosion, ein Gefühl des Horrors. Der Bucklige wurde zerrissen, zerstört. Farben umtanzten ihn, der Kopf schien den Weg wieder zurückfliegen zu wollen. Die Nacht detonierte, wurde in Stücke gerissen wie er selbst.

So also war der Tod…

Er dachte nicht mehr weiter, er lag auf dem Boden, verkrümmt zwischen zwei Bäumen und dicht vor dem Rand einer Mauer, über der sich ein Plateau befand, das zu den eigentlichen Türen und Toren der Kirche führte.

So also war der Tod…

Der Bucklige richtete sich auf. Er hatte viel über den Tod gelesen.

Manche Schriftsteller hatten beschrieben, wie es sein würde, wenn das Jenseits die Menschen umfing. Viel Licht, kein normales Leben mehr, eher ein Schweben und dabei eins zu sein mit den Geistern, den Engeln, den Toten und dem Allerhöchsten.

Ihm war kalt…

Das wunderte den Buckligen. Konnte es im Jenseits Kälte und Wärme geben wie auf der Erde?

Daran wollte er nicht glauben. Woher also kam die Kälte, die der Wind mitbrachte.

Unter sich spürte er einen harten Widerstand. Also schwebte er auch nicht. Da war etwas anderes mit ihm geschehen. Er versuchte es, und es gelang ihm tatsächlich, den Kopf zu heben.

Doch nicht nur ihn. Er konnte auch seinen Körper bewegen, zog den Arm an, stützte sich ab und stellte sich auf die Füße. Schwankend und breitbeinig blieb er stehen, wühlte mit beiden Händen durch sein Haar und spürte, daß der Buckel schmerzte.

Wieso spürte er Schmerzen? Als Toter war er dagegen unempfindlich, das wußte er auch. Oder war er nicht tot? Er schaute nach vorn, ging die ersten Schritte und wunderte sich darüber, daß der Widerstand unter seinen Füßen nicht verschwand. Also bewegte er sich nicht auf den Wolken oder im luftleeren Raum, er stand auf dem Boden.

Und er dachte an die jüngste Vergangenheit. Vom Dach der Kirche hatte er sich in die Tiefe stürzen wollen. Er war auch gefallen, aber da war plötzlich die Stimme gewesen. Dieser Sprecher hatte sich als der Teufel vorgestellt.

Quasimodo war völlig durcheinander. Irgend etwas stimmte nicht oder war ganz anders geworden. Er drehte mühsam den Kopf nach rechts. Eine einsame Laterne gab ihr weißblau schimmerndes Licht ab, das nur mühsam den mit dunklem Wintergras bedeckten Boden erreichte. Erste Regentropfen fielen aus den Wolken. Als lange Schnüre liefen sie quer durch den Lichtschein der Lampe.

Der Bucklige blinzelte. Für einen Moment hatte er daran geglaubt, daß dort jemand stehen würde. Als er noch einmal hinschaute, fiel ihm auf, wie das Licht flackerte. Es zuckte dabei so heftig, als wollte es ihm ein Zeichen geben.

Nicht das Licht gab ihm ein Zeichen, sondern die Gestalt, die plötzlich vor dem Pfahl der Laterne stand. Sie sah sehr düster aus und schien über dem Boden zu schweben. Von ihrem Gesicht war trotz der Helligkeit nichts zu erkennen. Es lag im Schatten, obwohl es da gar nicht hätte liegen dürfen.

Wer war die Gestalt?

Der Bucklige bekam es mit der Angst zu tun. Er wollte sich zurückziehen, als er die Stimme hörte, denn der Fremde hatte ihn sehr genau beobachtet.

»Nein, bleib hier!«

Der Bucklige hörte den harten Klang der Stimme. Seine Haare im Nacken stellten sich hoch. Plötzlich war die Erinnerung da. Diese Stimme kannte er. Es lag noch nicht lange zurück, als er sie gehört hatte. Nur Minuten, während des Falls.

Sollte das der Teufel gewesen sein?

Quasimodo stieß einen zischenden Laut aus, und die Gestalt bewegte sich auf ihn zu.

Obwohl sie dabei den unmittelbaren Umkreis des Lichtscheins verließ, gelang es dem Buckligen, sie jetzt besser zu erkennen. Vor allen Dingen ihr Gesicht, das einen helleren Farbton annahm und matt wie Blei glänzte.

Ein Gesicht aus Metall?

Das konnte er kaum glauben, und doch entdeckte er im Gesicht die beiden kalten Augen, die einen rötlichen Schein bekommen hatten. Auch erinnerten ihn die Züge an eine dreieckige Maske, wobei die Stirn ungewöhnlich breit war.

»Na?« fragte die Gestalt.

Der Bucklige stand da und schluckte. Fahrig wischte er seine Hände an der schmutzigen Kleidung ab, seine grauen Lippen zuckten.

Er wußte nicht, was er noch sagen sollte, aber er schaffte es, der Gestalt zuzunicken.

»Ich habe dich gerettet, mein Freund?« Der andere streckte ihm die Hand entgegen.

Nein, eine Klaue. Die Haut war dunkel. Und so glänzten auch die

langen Fingernägel, als wären sie noch nachträglich poliert worden.

Der Bucklige spürte die Aura des Schreckens, die der andere abgab und sich daran erfreute.

Quasimodo fiel es schwer, Worte zu finden. Er mußte ein paarmal Luft holen, bis er es schaffte. »Der Teufel!« hauchte er. »Du… du bist, tatsächlich der Teufel …«

»Ja, das bin ich, mein Freund. Ich sage bewußt Freund zu dir, denn wir sind jetzt Freunde.«

»Warum? Ich…«

»Habe ich dir nicht das Leben gerettet?«

»Schon, aber…«

»Kein Aber, Quasimodo. Ich gebe dir die Chance, es allen zurückzuzahlen. Du lebst. Ist das nicht wunderbar? Aber du lebst nicht nur in dieser Zeit, ich habe dir noch eine besondere Gabe mit auf den Weg gegeben. Du kannst verschwinden und gleichzeitig die Vergangenheit wieder lebendig machen. Das ist ungewöhnlich, es ist einfach phänomenal. So etwas gelingt sonst nur Wesen, die man nicht als Menschen bezeichnen kann. Man wird dich beneiden, falls man noch dazu kommt. Räche dich, zahle es ihnen heim. Bringe mir ihre Seelen. Zeichne deine blutige Spur durch Montmartre. Du, ein Toter, der nicht mehr getötet werden kann, wirst dich zum Schrecken von Paris hochschwingen. Die Menschen werden vor dir zittern, sie werden dich jagen, vielleicht sogar stellen, aber dann werden sie merken, daß sie dir nichts antun können, denn du bist besser als sie. Du stehst über ihnen, du bist derjenige, der unter dem direkten Schutz der Hölle steht. Hier hast du deine Aufgabe zu erfüllen, und du wirst herausfinden, wer meine Feinde sind.«

»Aber du…«

»Keine Einwände. Es sei, daß du nicht auf meiner Seite stehen willst. Dann, mein Freund, wirst du noch einmal sterben. Du wirst diesen Flug wiederholen.«

Der Teufel, noch immer ein breiter, flattriger Fleck im Restschein des Laternenlichts, hob beide Arme an. Noch in der Bewegung spürte Quasimodo die Kraft, die ihn vom Boden abhob. Senkrecht stieg er hoch, befand sich in der nächsten Sekunde schon in einer Höhe mit den kahlen Wipfeln der Bäume und vernahm abermals die Stimme des Teufels.

»Willst du? Oder willst du den Fall noch einmal erleben?«

»Jaaa…!« brüllte der Bucklige. »Ich will, ich will wirklich!« Er stierte aus der Höhe nach unten und sah dort die kleine Gestalt, die doch so mächtig war.

»Wie schön!«

In der nächsten Sekunde stand Quasimodo wieder vor dem Höllenherrscher. Er hatte kaum mitbekommen, daß er gefallen und

auch sanft gelandet war. Nun sah er das Gesicht aus unmittelbarer Nähe. Eine Fratze wie ein Metall, versehen mit einem großen Maul, aus dem dünne Schwaden rannen, die nach Schwefel stanken.

Der Teufel reichte ihm die Hand. »Schlag ein, mein Freund! Laß uns den Pakt besiegeln!«

Quasimodo zögerte keine Sekunde länger. Er umfaßte die Pranke des Teufels und hatte dabei das Gefühl, die Hand in Feuer gesteckt zu haben. So heiß wurde ihm.

Der Pakt mit dem Teufel stand.

Der Satan lachte schaurig in die Nacht hinein. Er hatte sein altes, ewiges Spiel wieder um eine neue Variante bereichert…

***

Paris im Dezember!

Das hörte sich zwar nicht so gut an wie Paris im Mai, aber es kann auch seine Reize haben. Nicht allein wegen des vorweihnachtlichen Schmucks, mit dem die Stadt ihr Gesicht verändert hatte, wer um diese Zeit in die Seine-Metropole fuhr, konnte mit besonders preisgünstigen Angeboten rechnen und wohnte für die Hälfte des Geldes in einem Luxushotel.

Lady Sarah hätte es vom Preis her nicht nötig gehabt, die Reise im Winter durchzuführen, bei ihr spielten andere Gründe eine Rolle, über die sie mit niemandem gesprochen hatte. Selbst nicht mit Jane Collins, die in London gemeinsam mit ihr wohnte. Sie war sowieso gegen die Reise gewesen, doch was sich Sarah Goldwyn einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie auch durch, trotz ihres Alters.

Sie paßte in keine Schublade. Wer sammelte schon als Siebzigjährige Horrorfilme und Gruselromane, außerdem alte Bücher und eigentlich alles, was mit Geschichte, mit Metaphysik und Okkultem zu tun hatte? – Sarah Goldwyn, die dreifache Witwe!

Und sie fand auch immer etwas. Wenn sie einmal ihre Nase in einen Fall gesteckt hatte, entwickelte sich dieser wie ein Hefeteig, um irgendwann zu platzen. Mit ihrer Spürnase hatte sie nicht nur John Sinclair und dessen Freunde schier zur Verzweiflung gebracht, auch die normalen Polizisten kannten sie mittlerweile und schüttelten die Köpfe, wenn die Horror-Oma irgendwo auftauchte.

In gewisser Hinsicht ähnelte sie der von ihr so hochgeschätzten Miß Marple, die ja auch mit tödlicher Sicherheit über Kriminalfälle stolperte und diese sogar löste. Da war sie der Polizei stets einen Schritt voraus.

Im Reisepreis enthalten war natürlich das offizielle Besuchsprogramm der Stadt. Das hieß: Besichtigungen der berühmtesten Gebäude – davon gab es viele in Paris, Führungen durch Museen, durch Kirchen und natürlich die berühmte Fahrt auf den

Eiffelturm.

So etwas zerrte an den Nerven und entwickelte sich zu einem wahren Streß.

Es wurde von der Reiseleitung gern gesehen, wenn die Gruppe zusammenblieb, doch Lady Sarah besaß nun mal ihren eigenen Kopf.

Am ersten Tag war sie noch mitgefahren. Der Eiffelturm und der Louvre standen auf dem Programm. Beide hatten sie interessiert.

Der zweite Tag sollte die eigentliche Stadtrundfahrt beinhalten und mit einem Besuch von Sacre Coeur, der berühmten Herz-Jesu-Kirche, enden. Von dort aus sollte der Bus wieder zum Hotel fahren, wo auch organisiertes Unterhaltungsprogramm ablief.

Auf so etwas konnte Lady Sarah verzichten. Die Stadtrundfahrt hatte sie sich deshalb gefallen lassen, weil sie gern viel sehen wollte und es ihr darauf angekommen war, nach Montmartre hochzufahren, wo sich die Busse mit den Touristen zum Ärger der Bewohner durch die schmalen Gassen den Berg hinaufquälten. Ziel war zumeist der Parkplatz an der weißen Basilika.

Imponierend war dieses Gebäude schon, das mußte selbst Lady Sarah zugeben, als sie an der Front hochschaute und die Kuppeltürme sah. Besonders der in der Mitte erhob sich über die anderen hinweg und schien dem Himmel eine Botschaft bringen zu wollen.

Der Wind wehte kalt und zugig. Sarah Goldwyn schlang den Schal fester um ihren Hals und vergrub beide Hände in den Taschen ihres wollenen Mantels.

Die Reisegruppe setzte sich aus Personen der unterschiedlichsten Altersstufen zusammen. Auffallend viele junge Leute befanden sich darunter, bei dem günstigen Preis kein Wunder.

Die jüngeren hatten die Horror-Oma ins Herz geschlossen und sich darüber gewundert, was diese Frau alles wußte und was sie noch mitmachte. Beim Pokern hatte sie es ihnen gezeigt. Sie durchschaute fast jeden Bluff.

Gemeinsam hatte man die Kirche besichtigt und sich sogar beeilen müssen, denn die Dunkelheit kam im Dezember sehr früh, besonders an düsteren Tagen.

Voll der Eindrücke standen sie vor dem Kirchenportal und schauten über die Häuser hinweg. Die klebten wie Vogelnester an den von zahlreichen Gassen und Straßen durchzogenen Hängen.

Ein junges Paar stellte sich neben Lady Sarah. Die beiden waren verlobt, arbeiteten in einer Bank und kamen ebenfalls aus London.

»Na, Mrs. Goldwyn, das war doch toll.«

»Ich will es nicht abstreiten, Judith.«

Die Blonde mit dem Kurzhaarschnitt lachte. »Wie Sie das sagen. Sie kann wohl nichts mehr erschüttern.«

»Wissen Sie, Judith, wenn Sie erst mal mein Alter erreicht haben,

werden Sie auch so abgeklärt sein.«

»Alter ist gut!« lachte Ben, der Verlobte. »Sie sind doch jünger als viele Typen in unseren Jahren. Und wie Sie mit den Karten umgegangen sind, das erinnerte mich schon an Zocken.«

»Ich habe in meinem Leben viel erlebt.« Sie lächelte freundlich.

»Sagen wir mal so, mir ist nichts Menschliches fremd.«

Der junge Mann hatte sich eine Pudelmütze übergestreift. »Ja, das glaube ich Ihnen.«

»Und heute abend, Mrs. Goldwyn…«

»Bin ich leider nicht bei euch.«

Auf Judiths Gesicht zeichnete sich Enttäuschung ab. »Wollen Sie schon ins Bett? Das traue ich Ihnen nun nicht zu.«

»Um Himmels willen, Kinder. Nein, ich werde nicht ins Bett gehen. Wenigstens nicht zu früh, wenn Sie verstehen. Ich habe noch etwas vor. Wissen Sie, ich versprach einer Bekannten, sie zu besuchen, und dieses Versprechen möchte ich einlösen.«

»Kommen Sie denn noch?« fragte Ben.

»Klar doch, Junge. Außerdem bin ich Ihnen eine Revanche schuldig.« Sie zwinkerte ihm zu. »Wir müssen ja noch pokern.«

»Stimmt auch wieder.«

»Tja, dann will ich mich mal verabschieden.«

Judith staunte. »Wollen Sie zu Fuß gehen?«

»Nein, ich nehme mir ein Taxi.«

Die Reiseleiterin rief die Gruppe zusammen. Lady Sarah sonderte sich ab. Sie hatte der jungen Frau schon Bescheid gegeben und wußte auch, wo sie ein Taxi finden konnte.

Sie wartete, bis ihre Gruppe in den Bus gestiegen war, und ging dann weiter. Noch durch die Grünfläche, die Sacre Coeur umschloß, schon bald erschienen die ersten Wohnhäuser am Hang.

Aus den Kaminen quollen Rauchwolken, die der Wind erfaßte und zerriß. Es herrschte nicht viel Trubel, für Paris ungewöhnlich, auch für Montmartre, aber der Dezember forderte seinen Tribut.

Noch im Hellen erreichte Lady Sarah den Taxistand und fand ihn leer.

Das wurmte sie.

Nicht weit entfernt, ein Stück den Hang hinunter, leuchtete das Schild eines kleinen Bistros. Von dort wollte Lady Sarah ein Taxi bestellen. Als sie die gläserne Tür aufstieß, drangen ihr Stimmenlärm und Rauchschwaden entgegen. Aus der Musikbox drang die unverkennbare Stimme der großartigen Edith Piaf. Pariserischer als dieses Lokal konnte es in der Hauptstadt gar nicht sein.

Lady Sarah wurde begrüßt wie eine Freundin. Man sprach sie an, sie gab Antworten und mußte einen Schluck mittrinken. Zwischen zwei Männern stand sie an der Theke.

»Einen Pastis.«
»Wunderbar!« rief einer und bestellte gleich zwei.
In der Nähe lachte eine junge Frau. Sie trug ihr rot gefärbtes Haar hochtoupiert. Das grüne Kleid mit dem viereckigen Ausschnitt saß eng wie eine zweite Haut. An den Fingern blitzten zahlreiche Ringe.
Ihr Lachen verstummte abrupt, ein ernster Ausdruck überzog das Gesicht. Jemand reichte ihr eine Zigarette. Sie saugte daran und blies den Rauch gegen eine alte Lampe. Mit lauter Stimme erklärte sie:
»Ich bin gestern zum zweitenmal geboren worden. Der Mörder hätte mich fast erwischt. Mein Schal hat sich gelöst, sonst wäre es aus gewesen.«
»Wie sah er denn aus?«
»Das war der Bucklige!«
»Also doch!« sagte der Wirt und stellte den ersten Pastis vor Lady Sarah auf die Theke. »Wir haben es vermutet. Er also ist der Killer. Quasimodo.«
Lady Sarah bekam große Ohren und stieß ihren Nebenmann an.
»Sagen Sie, junger Mann, habe ich recht gehört: Quasimodo?«
»Oui.« Er nahm sein Glas und prostete Lady Sarah zu.
»Aber das ist doch eine Gestalt aus dem Roman von Victor Hugo. Der Glöckner von Notre Dame?«
»Sie wissen Bescheid. Der Bucklige wurde von uns nur Quasimodo genannt. Er gleicht der Romangestalt.«
»Das ist ein Mörder?«
Lady Sarahs Nebenmann beugte sich zu ihr herab und flüsterte:
»Wenn Giselle sagt, daß sie ihn gesehen hat, dürfen Sie ihr glauben. Der Bucklige ist ein Killer. Seit einem Jahr schon, genau seit dem letzten Dezember, irrt er durch Montmartre.«
»Und mordet?«
Der Mann hob die Hand: »Fünf Opfer in zwölf Monaten. Das ist die grausame Bilanz. Er ist der Schrecken von Montmartre. Viele Bewohner haben Angst, bei Dunkelheit auf die Straße zu gehen. Immer waren es Frauen. Junge, ältere, Huren und Heilige.« Er mußte selber lachen.
»Und die Polizei?«
Der Mann mit der schief auf dem Kopf sitzenden Schirmmütze und der knotigen Jean-Gabin-Nase winkte ab. »Was ist unsere Polizei schon wert? Nichts. Sie fährt Streife und ermittelt, findet ihn jedoch nicht. Der Bucklige ist raffiniert.«
»Aber wenn man weiß, wer der Mörder ist, kann man ihn stellen, ihn in eine Falle locken?«
»Das haben wir auch gedacht. Nur ist er raffiniert. Der muß ein so sicheres Versteck haben, daß niemand an ihn herankommt.«
Lady Sarah verzog den Mund. »Dann werde ich mir doch lieber ein

Taxi bestellen.«

»Tun Sie das, Madame, obwohl…« Der Mann rieb seine Nase.

»Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, ein junges Mädchen sind Sie ja nicht mehr.«

»Das stimmt.«

»Er hat sich bisher nur die jungen Frauen ausgesucht. Sie brauchten wohl keine Furcht zu haben.«

»Wissen Sie, Monsieur, was im Kopf dieses Killers abläuft?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Deshalb gehe ich lieber auf Nummer Sicher. Sie verstehen?«

»Klar.« Er schnickte mit den Fingern. Der Wirt wußte Bescheid und stellte das alte, schwarze Telefon auf die Theke. Er sprach zu Lady Sarah, während er wählte. »Ich habe einen Schulkamerad, der fährt Taxi. Bei dem sind Sie sicher.«

Lady Sarah lächelte sparsam. »Das ist also nicht der Killer?«

Der Mützenträger verschluckte sich fast vor Lachen und mußte dann mit der Zentrale sprechen. Er forderte einen gewissen Claude an, nickte ein paarmal und war zufrieden. »In zehn Minuten.«

»Das reicht noch.«

»Wo wollen Sie denn hin, wenn ich mal fragen darf?«

»Paris bei Nacht.«

Der Mann lachte. »Toll – ja. Das ist etwas wert, auch heute noch.«

»Nicht was Sie denken, Monsieur, ich will mich nur zum Hotel fahren lassen.« Sarah schaute sich um. »Hier gefällt es mir. Ich werde wohl wiederkommen.«

»Würde uns alle freuen.«

Inzwischen erzählte Giselle die Szene mit dem Schal schon zum drittenmal. Immer schlimmer wurde sie, gruseliger. Sarah bezahlte die beiden Pastis, während sie mit einem Ohr zuhörte. Manchmal sprach Giselle so schnell, daß sie nicht mitkam. Erst ein Kognak unterbrach den Redefluß.

Der Wagen war früher da als erwartet. Sein Fahrer schaufelte sich bis zur Theke durch, wurde lautstark begrüßt und war überrascht, als er Lady Sarah sah.

»Ah, dann wollen wir mal los, Madame.«

»Und gib auf sie acht, Claude«, sagte der Mützenträger. »Du weißt ja, der Killer.«

»Mach’ ich, keine Sorge.«

Draußen dämmerte es. Die Dächer, die Häuser und die kahlen Bäume zerflossen ineinander, als wären sie nur mehr eine graue Soße. Lady Sarah ließ sich auf den durchgesessenen Beifahrersitz des Peugeot fallen und hörte die Frage des Fahrers. »Wohin soll es denn gehen, Madame?«

»Cimetiere Montmartre!«

Fast hätte sich der Mann verschluckt. Es dauerte Sekunden, bis er eine Frage stellen konnte. »Habe ich richtig gehört? Sie… Sie wollen zum Friedhof?«

»Genau, Monsieur, da will ich hin…«

***

Der Mann fuhr und war still. Nur das Leder seiner Jacke knarrte, wenn er sich bewegte.

Lady Sarah lächelte still in sich hinein. Sie fuhr nicht zum Spaß in Richtung Friedhof, denn dieser Ort war der eigentliche Grund ihrer Reise nach Paris gewesen. Der alte Totenacker auf dem Hügel beinhaltete ein Teil Historie. Unter den oft verwitterten Grabplatten lagen Menschen aus mehreren Jahrhunderten begraben. Zeugen der Geschichte. Lokalpatrioten, mutige Männer und Frauen, aber auch Diebe, Mörder und andere Verbrecher.

Der Adel war ebenso vertreten wie das Bürgertum. Katholiken, Protestanten und Menschen zahlreicher anderer Glaubensrichtungen hatten auf dem Hügel die letzte Ruhestätte gefunden.

Der Friedhof selbst lag nicht einmal hoch. Das Gelände breitete sich quasi am Beginn von Montmartre aus. Man sagte einfach der Friedhof auf dem Hügel, da wußte jeder Bescheid.

Lady Sarah wollte den Friedhof in Ruhe durchwandern, da sie ein bestimmtes Grab interessierte. In einem ihrer zahlreichen Bücher hatte sie über den Friedhof Näheres gelesen und eben den Hinweis auf dieses eine Grab gefunden.

Ein Templer-Grab…

Sie hätte John Sinclair darüber informieren können, doch sie wollte abwarten und erst einmal feststellen, ob das Grab noch so vorhanden war, wie sie es als Abbildung gesehen hatte.

Ihre Gedanken hatten sich auch während der Besichtigungstour um das Grab gedreht. Nun allerdings war sie durch die Erzählung der rothaarigen Giselle abgelenkt worden. Dieser bucklige Killer beschäftigte sie mehr, als sie zugeben wollte.

Sie mußten in einer verstopften Gasse halten. Zwischen mehreren Hupsignalen sprach der Fahrer Lady Sarah an. »Ich bin ja im Prinzip nicht neugierig, Madame, aber ist das nicht gefährlich, was Sie vorhaben?«

»Wieso?«

»Allein auf dem Friedhof.«

»Aber Monsieur. Haben Ihnen die Toten schon mal etwas getan?«

Er steckte sich eine Filterlose zwischen die Lippen, hupte einige Male und lachte. »Nein, mir nicht. Aber denken Sie daran, wir haben hier einen Mörder.«

»Oui, einen fünffachen.«
»Sie sind informiert.«
»Ihr Freund war so frei.«
Der Fahrer nickte, hupte, nickte wieder und zündete den Glimmstengel nicht an. Die Straße wurde frei. »Sehen Sie, deshalb habe ich Angst. Wenn Ihnen der entgegenkommt, ist es aus.«
»Wäre ich vierzig Jahre jünger, würde ich Ihnen zustimmen, so aber nicht.«
»Da können Sie recht haben.«
»Ich will auch nur ein Grab besuchen, das ist alles. Ein Vorfahre meines leider viel zu früh verstorbenen Mannes hat auf dem Friedhof seine letzte Ruhestätte gefunden. Da ich schon mal in Paris bin, möchte ich ein altes Versprechen einlösen.«
»Das muß man Ihnen hoch anrechnen.«
Lady Sarah winkte ab. »Alles halb so wild, Monsieur, ich habe ja Zeit und nichts mehr zu versäumen.«
»Nicht alle denken so wie Sie. Besonders nicht hier in Paris.«
Sie rollten durch einen Wirrwarr kleiner Straßen. Allein hätte sich Lady Sarah nicht zurechtgefunden. Montmartre war herrlich ursprünglich geblieben. Die schmalen Häuser, die krummen Dächer mit den Atelierfenstern, der Rauch aus den Kaminen, die alten Straßenlaternen, die Menschen, Hunde und Katzen.
Musik aus den Bars und Bistros verzauberte die Gegend, aber es gab auch stille Flecken, düstere Ecken, wo sich die Schatten der Dämmerung zu tiefgrauen Schleiern zusammenballten.
Kurz vor dem Friedhof änderte sich das Bild. Die Umgebung wurde übersichtlicher. Neue Bauten überragten die alten, und vor ihnen lag sehr bald die gewaltige Fläche des Friedhofs mit einem seiner breiten Eingänge. Das kunstvolle Tor aus Schmiedeeisen war mit Ornamenten verziert worden. Sie zeigten Motive aus dem Leben und dem Sterben der Menschen. Oft war der Sensenmann zu sehen.
Er wirkte jedesmal wie eine Drohung.
Lady Sarah fielen die zahlreichen dunklen Fahrzeuge auf, die neben dem Tor parkten.
»Ist jetzt noch eine Beerdigung?«
»Das glaube ich nicht.« Der Fahrer wollte das Wechselgeld heraussuchen, doch Sarah Goldwyn winkte ab. »Nein, ist schon gut.«
»Oh, danke. Und geben Sie auf sich acht.«
»Das mache ich – danke.«
Lady Sarah ging durch das offenstehende Tor. Der Wagen rollte hinter ihr an. Seine Scheinwerfer schwenkten noch einmal über den Platz, dann schluckte ihn die Dämmerung.
Lady Sarah hatte den Friedhof betreten. Sie blieb für einen Moment stehen. Aus der Seitentasche des Mantels holte sie einen Plan hervor,

faltete ihn auf und fuhr mit dem Zeigefinger die aufgezeichnete Linie nach, die genau an diesem Eingang begann und dort endete, wo sich das Grab des Templers befand.

Selbst in der einbrechenden Dunkelheit mußte der Weg zu finden sein. Sarah Goldwyn steckte voller Optimismus.

Ein unangenehmes Gefühl beschlich sie schon, als sie über einen der zahlreichen Hauptwege ging. Der Wind war noch nicht zur Ruhe gekommen. Er fuhr durch die Lücken im kahl gewordenen Geäst und hob nur hin und wieder alte Blätterhaufen in die Höhe, die er wie mit Riesenhänden durcheinanderwirbelte.

Die Grabsteine schälten sich aus dem Dämmerlicht. Wenn sie vom Schein der wenigen Laternen beleuchtet wurden, glänzte der Stein auf, als hätte ihn ein uralter Totenglanz gestreift.

Lady Sarah hörte ihre eigenen Schritte. Manchmal huschte auch ein Tier über den Weg. In ihrer Tasche steckte noch eine kleine Lampe. Ab und zu, besonders an Kreuzungen blieb sie stehen und verglich den eingeschlagenen Weg mit dem gezeichneten.

Manche Grabsteine glichen Kunstwerken. Sie standen versteckt hinter Hecken oder bildeten kleine Gruften, in die der Besucher hineingehen konnte, wenn er die Gittertürchen aufstieß.

Lady Sarah hatte daran kein Interesse. Das Templergrab lag weiter hinten. Es war auch längst nicht so prunkvoll, wirkte eher wie eine von der Zeit und den Menschen vergessene Totenstätte.

Wer kümmerte sich auf diesem Friedhof schon um ein altes Grab?

Niemand kam der Horror-Oma entgegen. Der Wind umwehte sie, schien zu flüstern und sich aus den Stimmen der hier begrabenen Toten zusammenzusetzen.

So ganz stimmte es nicht, was Lady Sarah dem Fahrer mitgeteilt hatte. Sie wußte sehr wohl, daß es Tote gab, die aus ihren Gräber steigen konnten. Dann handelte es sich allerdings um gefährliche Zombies, die einen Menschen töten wollten.

Noch brauchte sie den Hauptweg nicht zu verlassen. Es gab davon mehrere, die durch das große Areal führten. Sie kreuzten sich und führten an manchen Stellen auf die normalen Straßen, die den Friedhof eingrenzten.

Wieder erreichte Lady Sarah einen entscheidenden Punkte, denn der Hauptweg teilte sich. Einmal führte er nach rechts, zum anderen nach links weiter, direkt dem Zentrum des großen Friedhofs entgegen. Den mußte Lady Sarah nehmen, denn in der Mitte lagen die ältesten Gräber. Nach ungefähr hundert Metern war es soweit. Der schmale Pfad fiel ihr erst auf, nachdem sie ihn schon passiert hatte.

Lady Sarah ging zurück, blieb stehen, schaltete die Lampe ein und leuchtete.

Der Strahl zeichnete eine weiße Bahn auf den Boden und glitt

gespenstisch über das Buschwerk, das den Weg flankierte. Unruhe überkam sie, die Gänsehaut strich sacht über ihren gesamten Körper.

Hier bot jeder Schritt abseits des Weges ein ideales Versteck, und Sarah mußte wieder an den Killer denken, vor dem die Menschen sich fürchteten.

Auch sie besaß nicht mehr die Furore wie zu Beginn. Die Horror-Oma dachte sogar daran, aufzugeben und den Friedhof am nächsten Tag zu besuchen.

Dann lachte sie, denn ihr war eingefallen, was wohl ihre Freunde in London dazu gesagt hätten, wenn sie die Lady dermaßen ängstlich gesehen hätten.

Ausgelacht hätte man sie…

Nein, sie gab sich den innerlichen Ruck und schritt hinein in den Tunnel.

Die Lampe hatte sie ausgeschaltet, hielt sie jedoch in der rechten Hand.

Ihre Schritte besaßen nicht mehr die Forschheit wie zu Beginn.

Wesentlich vorsichtiger ging sie weiter, schaute zu Boden, bevor sie den nächsten Meter zurücklegte und blickte sich auch mal um.

Die Hälfte der Strecke lag hinter ihr, als etwas über den Weg huschte.

Ein Schatten, kaum zu erkennen, auch keine Täuschung – oder?

Die Horror-Oma leuchtete sofort in die Richtung, nur stach der Strahl ins Leere. Er fand kein Ziel.

Sie ließ ihn über die Buschzweige wandern. Bewegten sie sich nicht an der linken Wegseite?

Ja, sie zitterten nach.

Also hatte doch jemand den Pfad überquert. Sarah wußte überhaupt nichts mehr. Die Haut im Nacken zog sich zusammen. Hinter ihr ballte sich die Dunkelheit zu einem Brei zusammen, vor ihr das gleiche, und sie ging trotz allem weiter.

Laut Karte durfte der Weg nicht mehr allzu lang sein. Nicht weit von der Grabstätte des Templers mußte er zu Ende sein. Diese kurze Strecke würde sie auch noch schaffen.

Lady Sarah schielte nach links, als sie die Stelle passierte, an der der Schatten verschwunden war.

Nichts war mehr zu sehen.

Eine gefährliche Ruhe, unnatürlich. Selbst der Wind wehte nicht mehr so stark.

Atmete da nicht jemand?

Sie glaubte, ein heftiges Geräusch gehört zu haben, wollte sich drehen und war nicht schnell genug.

Plötzlich stand der andere hinter ihr, der Unheimliche, und etwas Kaltes preßte sich gegen ihren Nacken…

***

Ein Jahr war vergangen!

Der Bucklige lachte, als er daran dachte. Zwölf Monate hatte er es ihnen gezeigt und Montmartre in Angst und Schrecken versetzt. Er hatte ihnen bewiesen, zu was er fähig war, und fünf Leichen auf seinem Weg zurückgelassen.

Eine sechste sollte folgen, das glaubte er sich und dem Teufel schuldig zu sein.

Er lachte, als er daran dachte, wie sehr ihm der Teufel jedes Mal gratuliert hatte. Der Böse konnte Seelen sammeln für sein ewiges Feuer. Bisher hatte er nur Frauen geholt. Die Personen, die ihn früher ausgelacht hatten, wenn er sich ihnen näherte. Bespuckt und verstoßen hatten sie ihn, die blutige Quittung hatte er ihnen gezeigt.

Sein Revier war Montmartre, und auch der Friedhof. Auf diesem Gelände mit all den Gräbern fühlte er sich wohl, weil er sich selbst zu den Toten zählte.

Er sah aus wie früher, nur war er kein Mensch mehr. Er brauchte keinen Schlaf, keine Nahrung, spürte weder Kälte noch Hitze und lebte wie ein Zombie.

So bezeichnete er sich auch. Ein lebender Toter, dem es sogar gelang, die Zeiten zu verrücken und sie zu durchwandern.

Oh, der Teufel hatte ihm Macht gegeben, und Quasimodo war ihm so ungemein dankbar dafür.

In dieser Dezembernacht wollte er sich das sechste Opfer holen.

Die junge Frau stammte aus Montmartre, er hatte sie auch früher schon gesehen, da war sie noch ein junges, wenn auch gut entwickeltes Mädchen gewesen. Für einige Jahre war sie dann verschwunden gewesen und plötzlich wieder aufgetaucht. Aus einem Versteck heraus hatte er sie beobachtet und sofort erkannt, auch wenn sie schlanker geworden war und das Haar jetzt kürzer geschnitten trug.

Zudem wohnte sie allein.

Zwei kleine Zimmer in einem alten Haus am Hang, direkt über einem Bistro.

Er war in ihre Wohnung eingedrungen, hatte sie aber nicht angetroffen und seine Pläne geändert.

In dieser Nacht lief sie ihm freiwillig in die Falle, ohne etwas davon zu ahnen.

Als gäbe es überhaupt keinen Killer, so war sie in Richtung Friedhof gegangen. Allein und ohne Schutz, einfach irre. Völlig verrückt.

Was tat eine junge Frau allein auf dem Friedhof?

Quasimodo wußte es nicht. Möglicherweise ein verstecktes Rendezvous, von dem niemand etwas wissen sollte. Frauen waren da eben komisch. Ja, das konnte durchaus hinkommen.

Sie hatte sich nie abseits der Wege gehalten, war immer auf den

Flächen geblieben, im Gegensatz zu dem Killer, der sich durch die Büsche geschlagen hatte.

Sehr vorsichtig war er ihr gefolgt. Jedes Rascheln hatte ihn kurz anhalten lassen, doch die Blonde war völlig ahnungslos. In einer Hand trug sie einen Blumenstrauß, den sie sich hin und wieder vor das Gesicht hielt, wahrscheinlich, um den Duft der Blüten aufzusaugen.

Er kicherte fast lautlos. Sie würde bald etwas anderes schmecken, wenn er in ihre Nähe geriet.

Blut, das eigene Blut, das in ihre Kehle geriet, wenn er seine fürchterliche Waffe einsetzte.

Der Killer schlich weiter.

Manchmal sah er sein Opfer nicht mehr, aber er hörte stets seine Schritte.

Nie war es ihm weit voraus. Er schaffte es stets, einen erneuten Sichtkontakt herzustellen.

Sein Gang glich mehr dem Anschleichen eines Raubtieres, das nur auf den günstigsten Zeitpunkt wartete, um zuschlagen zu können.

Das Wetter kam ihm dabei zu Hilfe.

Nicht nur die Finsternis der Nacht, auch der Himmel präsentierte sich düster. Seine Wolken glichen mächtigen, langgezogenen Gebilden, die wie gewaltige Vorhänge am Himmel schwebten und das Licht der Gestirne verbargen.

Auch der Widerschein der nächtlichen Großstadt erreichte den Friedhof nicht. Er gehörte zu den einsamsten Stellen der Millionenstadt Paris. Eine Insel der Ruhe inmitten des Hexenkessels.

Er würde sie zur Insel des Grauens machen.

Bisher hatte er auf dem Friedhof noch keine Frau getötet. Die Verbrechen waren in den alten Häusern oder den düsteren Gassen geschehen. In dieser Nacht sollte es sich ändern.

Er sprang geschmeidig über die Gräber hinweg. Sein Buckel warf dabei einen Schatten. Es war wie ein Omen, das ihm auch der Höllenherrscher nicht genommen hatte.

Geschickt drehte er sich um die Grabsteine herum und überholte die Frau.

Neben einer steinernen Engelskulptur blieb er lauernd stehen. Es konnte sich nur mehr um Sekunden handeln, bis die Frau genau diesen Platz erreicht hatte.

Dann blieb sie stehen, drückte ihren Kopf gegen die Blüten und saugte den Duft ein.

Wollte sie nicht gehen?

Der Killer tastete nach seiner Waffe. Es war kein Messer, keine Axt, diesmal hatte er sich etwas Besonderes einfallen lassen. An seinem Gürtel hing eine sorgfältig geknüpfte Henkersschlinge. Ein Oval, das er über den Kopf der Frau würde streifen, um es dann ruckartig

zuzuziehen.
In die Augen des Killers trat ein gewisser Glanz. Wilde Vorfreude auf die Tat überfiel ihn.
Bald, sehr bald würde sein großer Herr und Meister wieder eine Seele bekommen.
Wie einfach es doch war.
Die Zeit schien kurz vor der Tat langsamer abzulaufen. Da rückten die Sekunden näher zusammen, damit er alles genau genießen konnte.
Wann endlich ging sie weiter?
Noch immer nahm sie den Duft der Blumen in sich auf. Das war doch nicht normal?
Quasimodo schob sich vor. Ein Zweig streifte sein Gesicht dicht unter den kalten, gelben Augen. Er leckte über die porösen Lippen.
Sein hellgraues Haar lag verfilzt auf seinem Kopf und berührte schleierhaft die Büsche.
Sie ging weiter – endlich…
Der Mann spannte sich noch mehr. Er bog den Rücken durch, drückte den linken Absatz in den etwas zu weichen Boden, um sich schnell genug abstoßen zu können.
Sie ahnte nichts…
Drei Schritte, zwei…
Der Killer streckte den linken Arm vor. In der rechten Hand hielt er die Schlinge.
Die Frau ging den letzten Schritt, befand sich jetzt fast mit ihm auf einer Höhe.
Da schnellte der Bucklige aus dem Versteck auf die Ahnungslose zu, die aufschrie und die Blumen verlor…

***

Der Killer, dachte Lady Sarah Goldwyn. O verdammt, jetzt hat er dich erwischt!
Sie stand unbeweglich, nur diesen verdammt kalten Druck im Nacken spürte sie.
Ein Messer, eine Waffenmündung? Sie tippte auf das letzte und hörte einen zischenden Atemzug, bevor die flüsternde Stimme an ihr Ohr drang. »Sie werden jetzt genau das tun, was ich will. Verlassen Sie den Weg nach rechts und ducken sich unter den Zweigen der alten Buche hinweg. Haben Sie verstanden?«
»Oui«, ächzte sie.
»Und keinen Laut, Madame!«
Seit wann sprach ein Killer seine Opfer mit Madame an? überlegte die Horror-Oma. Sie befand sich in Paris, vielleicht waren die Mörder hier höflicher?
Das Ziel war trotz der Dunkelheit gut zu erkennen. Die große Buche

wirkte wie ein schützendes Zelt aus kahlen Zweigen. Lady Sarah bekam weiche Knie, denn die Umgebung des Baumes verschwamm in der Finsternis, und im Nacken wollte der Druck einfach nicht weichen.

»Schneller!«

Sie beschleunigte ihre Schritte, obwohl ihre Knie zitterten. Damit hatte sie nicht gerechnet. Vor ihr erschien der erste Buchenast wie ein halbverwester, starrer Totenarm, unter den sie hinwegtauchte und rechts um den Stamm herumgehen mußte.

Erst hinter den Bäumen sah sie die matten Umrisse der Grabsteine.

Der Boden bewegte sich unter ihren Sohlen, so weich war er. Sie mußte weiter. Auf einem Grab entdeckte sie in dessen weicher Erde Fußabdrücke. Kurz vor dem hohen Grabstein durfte Lady Sarah stehenbleiben, mußte ihre Arme jedoch ausstrecken und die Handflächen auf die Kante legen.

Der Druck der Mündung blieb. Hinter ihr erklangen ein Rascheln und dumpfe Tritte. Stimmen flüsterten miteinander. Plötzlich spürte sie Hände an ihrem Körper, die sie blitzschnell abtasteten. Noch hatte Sarah Goldwyn niemanden gesehen. Sie vernahm nur die raunende Stimme. »Die Tante ist sauber.«

»Hätte mich auch gewundert.«

So redeten keine Mörder. Der schnelle Herzschlag beruhigte sich, und Lady Sarah, die nicht auf den Mund gefallen war, fragte: »Darf ich mich jetzt umdrehen?«

»Oui.«

Zwei Männer standen vor ihr. Uniformen trugen sie nicht, dafür Pudelmützen. Sie hatten harte Gesichter, die Augen glitzerten, und sie waren mit Schnellfeuergewehren bewaffnet, deren Mündungen gegen den Himmel wiesen.

»Polizei?« fragte die Horror-Oma.

»Sieht man das?«

»Man ahnt es zumindest.«

»Verdammt noch mal, was suchen Sie hier auf dem Friedhof, Madame?«

»Ein Grab.«

»Klar, daß Sie nicht in ein Bistro wollten.«

Sie hob die Schultern. »Ist es verboten, über den Friedhof zu gehen?«

»Nicht so laut, Madame. Im Prinzip ist es nicht verboten, aber wenn ein fünffacher Mörder auf ein Opfer lauert, sollte man schon vorsichtig sein.«

»Ich hörte davon.«

»Wie nett. Und trotzdem sind Sie hergekommen?«

»Wissen Sie, Monsieur, man warnte mich. Im Bistro erzählte man mir davon. Aber mal ehrlich. Ein Killer wie dieser Bucklige, so beschrieb ihn eine Giselle, wird sich kaum an einer alten Frau wie mir

vergreifen?«

»Das meinen Sie.«

»Hat er bisher nicht nur junge Frauen getötet?«

»Stimmt genau. Nur ist das keine Garantie.«

»Da haben Sie recht.« Lady Sarah nickte. Längst war die Angst ihrer Neugierde gewichen. So gut wie möglich schaute sie sich um, konnte aber nichts entdecken, was nicht auf diesen Friedhof gehört hätte. »Wenn mich nicht alles täuscht, Messieur, warten Sie auf den Killer.«

»Genau.«

»Ist er denn…?«

»Ja«, sagte der Mann, der Lady Sarah hergebracht hatte. »Er hat den Friedhof bereits betreten, und er schleicht hinter unserem Lockvogel her, einer jungen, blonden Frau, die einen Blumenstrauß mitgenommen hat, wobei zwischen den Blüten allerdings von uns ein Mikrofon versteckt wurde. Sie steht mit uns in einem ständigen Kontakt.«

»Hat sie den Mörder gesehen?«

»Sie glaubt es.«

»Und die Frau kommt auf uns zu?«

»So sieht es aus.«

»Dann habe ich ja Glück gehabt.«

»Das kann man sagen«, antwortete der zweite. »Um das Glück nicht noch länger herauszufordern, schlage ich vor, daß Sie sich hinter einem Grabstein verstecken und warten, bis alles vorbei ist.«

Lady Sarah hob die Schultern. »Sie sitzen am längeren Hebel. Was soll ich sonst tun?«

»Sehr richtig.«

Sie spürte die Hand des Mannes auf ihrer Schulter. Er dirigierte sie nach rechts, als aus dem Unterholz eine mächtige Grabplatte senkrecht hervorwuchs.

»Da können Sie so lange hocken, bis alles vorbei ist.«

Sarah nickte. »Einen kleinen Schluck haben Sie nicht zufällig? Es braucht kein Tee zu sein, Kognak täte es auch.«

»Sie haben Nerven.« Der Beamte verdrehte die Augen. »Wir sind im Dienst, Madame.«

»Ich kenne euch. Einen kleinen Schluck werdet ihr doch wohl haben.«

Sie bekam ihn.

»Danke«, sagte Lady Sarah, als sie getrunken hatte, »er war wirklich von der guten Sorte.«

»Das will ich meinen.« Der Beamte drohte ihr mit dem Zeigefinger. »Sie bleiben hier und rühren sich nicht von der Stelle!«

»Das sagten Sie schon, Monsieur.«

Kopfschüttelnd drehte sich der Polizist um und begab sich zu seinem

Kollegen.
Sarah Goldwyn konnte ihr »Glück« kaum fassen. Kaum befand sie sich zwei Tage in Paris, stolperte sie schon über einen heißen Kriminalfall. Sie zog die Verbrechen tatsächlich an wie ein Magnet. Wenn sie das John Sinclair erzählte, der würde vor Schreck in Ohnmacht fallen. Er hatte ihr vor der Reise sowieso eingeschärft, auf sich achtzugeben.
Die beiden Polizisten rechneten damit, Lady Sarah in Schach gehalten zu haben. Da kannten sie die Horror-Oma schlecht. Wenn die einmal Blut geleckt hatte, blieb sie am Ball.
Noch hockte sie hinter dem Grabstein in sicherer Deckung. Sie wollte die nächsten Minuten abwarten, wo sich tatsächlich etwas tat.
Bestimmt lagen nicht nur die beiden auf der Lauer. Wenn, dann hielten die Jäger den Friedhof besetzt.
Sie wandten Lady Sarah den Rücken zu. Beide trugen Mäntel. Die Farbe lag irgendwo zwischen Grau und Grün. Sie trugen ihre Schnellfeuergewehre wie Paradesoldaten. Die Mündungen schauten in den Himmel.
Starr wie Figuren hielten sie sich zwischen den Büschen auf. Lady Sarah hatte sich längst bequem hingestellt. Auch ihre Blicke wanderten und suchten die Umgebung ab. Wenn es soweit war, wollte sie sich einen Logenplatz suchen.
Rechts war der Boden nicht so dicht bewachsen. Da ließen die Gräber mehr Zwischenräume frei.
Noch tat sich nichts. Einer der Männer drehte sich um. Lady Sarah winkte ihm zu.
Trotz der Dunkelheit erkannte Sarah die Veränderung in seinem Gesicht. Er regte sich darüber auf, daß sie nicht mehr den alten Platz eingenommen hatte, kam jedoch nicht dazu, einzugreifen, denn sein Sprechfunkgerät meldete sich durch ein optisches Signal. Mehrmals hintereinander flackerte eine rote Lampe auf.
Die Sache macht sich, dachte Sarah und war gespannt, wie es weitergehen würde.
Was der Mann in das Gerät hineinflüsterte, konnte sie nicht verstehen. Nach dem Gespräch allerdings steckte er das Gerät weg und änderte die Haltung seines Gewehres.
Sein Partner tat es ihm nach. Die beiden Männer mußten vom Jagdfieber gepackt sein. Sie warfen nämlich keinen Blick zurück, als sie sich durch das dünne Buschwerk vor ihnen schlugen und dort stehenblieben, wo es endete und der Weg begann.
Die Zweige wippten noch nach, bevor sie wieder die nötige Deckung gaben.
Die Horror-Oma lächelte, als sie das sah. Besser hätte es nicht laufen können.

Tastend ging sie die ersten Schritte nach rechts. Sie hatte Glück, daß unter dem Druck ihres Fußes kein trockener Ast brach, nur das Gras und dünne Pflanzenarme schabten am Leder entlang.

Grabsteine warfen Schatten. Lady Sarah schlich gebückt durch die Lücke zweier Steine, sah einen Baumstamm vor sich und drückte sich auch um ihn herum.

Die nächsten beiden Schritte hätten sie auf den Weg bringen können. So weit ging sie nicht.

Sarah Goldwyn duckte sich. Sie hatte das Glück, daß ihre Sicht nicht durch störende Äste behindert wurde. Durch ein genügend großes Loch konnte sie schauen und sah auch den Weg.

Noch war er leer…

Stille umgab die unmittelbare Umgebung. Nichts rührte sich, bis sie die Schritte hörte.

Von rechts kam jemand.

Das mußte der Lockvogel sein. Er ging nicht einmal zögernd, sondern ziemlich forsch. Einmal blieb die Frau noch stehen, um ihr Gesicht in die Blüten zu drücken.

Wo lauerte der Killer?

Sosehr Lady Sarah sich auch anstrengte, er zeigte sich nicht, und sie hörte auch nichts. Nur die Schritte des Opfers warfen knirschende Geräusche in die Stille.

Die Frau spielte ihren Part ausgezeichnet. Sie ging sehr locker daher, überhaupt nicht steif oder ängstlich. Das Gesicht konnte Lady Sarah nicht erkennen, da die einsame Spaziergängerin den Kragen ihres hellen Mantels hochgestellt hatte.

Der Mörder mußte an der gegenüberliegenden Wegseite erscheinen. Für Sarah gab es keine andere Erklärung. Sie tastete mit ihren Blicken die leeren Flächen zwischen den Bäumen ab, ohne allerdings eine Bewegung erkennen zu können.

Dann ging alles blitzschnell.

Aus dem Unterholz löste sich ein Schatten, noch bevor der Lockvogel die gleiche Höhe erreicht hatte.

Der Schatten huschte auf die Blonde zu. In der Hand hielt er – das war ziemlich deutlich zu sehen – eine perfekt geknüpfte Henkersschlinge, sein Mordinstrument.

Die Blonde schrie.

Ein Zeichen.

Von zwei Seiten gleichzeitig und versteckt in den Büschen flammten die Scheinwerfer auf, rissen die Gestalt des Buckligen aus der Dunkelheit und nagelten sie förmlich fest.

»Stehenbleiben!«

Die Stimme des Polizisten überschlug sich.

Nur dachte der Killer nicht daran. Er hechtete auf die Blonde zu, um

ihr die Schlinge über den Kopf zu streifen.

Da fielen die Schüsse!

***

Das Rattern mehrerer Schnellfeuergewehre durchbrach die Stille der Nacht. Ein mörderisches Stakkato hallte über den einsamen Friedhof. Kugeleinschläge tanzten über den schmalen Weg und näherten sich mit rasender Geschwindigkeit dem Killer.

Sie holten ihn von den Beinen. Der Killer wurde herumgeworfen, noch bevor er sein Opfer erreichen konnte. Er kippte nach links weg, drehte sich dabei und war im grellen Licht der Scheinwerfer undeutlich zu erkennen. Der Buckel, das graubleiche Gesicht, die aufgerissenen Augen, die Einschläge der Geschosse, das Blut, dies alles wirkte wie eine makabre Theatervorstellung.

Dann fiel er zu Boden.

Es war der Fall, der ein Aufstehen ausschloß. Das absolute, das endgültige Aus.

Auch die Schüsse waren verstummt. Letzte Echos verklangen zwischen den Bäumen. Der blonde Lockvogel stand im Scheinwerferlicht wie eine Statue.

»Gut gemacht, Nadine, bravo!«

Erst die Stimme des Einsatzleiters erlöste die junge Polizistin. Sie drehte sich um und schlug die Hände vor ihr Gesicht. Die Nervenanspannung löste sich mit dieser Geste.

Fünf männliche, bewaffnete Beamte zählte Lady Sarah. Von verschiedenen Seiten näherten sie sich dem breiten Scheinwerferkegel.

Einer kümmerte sich um die Kollegin. Die anderen umstanden den Getroffenen, sprachen miteinander. Jemand lachte, und der Einsatzleiter holte sein Sprechfunkgerät hervor, um die Meldung an die Zentrale durchzugeben.

Sie hatten einen Sieg errungen und den Killer gestellt. Dunst wogte durch das Licht und bekam einen bläulichen Glanz. Auch Lady Sarah wollte ihren Platz verlassen, als ihr etwas auffiel, was den Polizisten, die sich nicht mehr um den Toten kümmerten, entgangen sein mußte.

Der Bucklige hatte sich bewegt.

Noch vor Sekunden war sein rechtes Bein angewinkelt gewesen, jetzt lag es ausgestreckt da, die Hacke leicht gegen den Boden gestemmt, als wollte er sich abstützen.

Lebte der Mann noch?

Das konnte sich auch Lady Sarah kaum vorstellen. Schließlich war er von zahlreichen Kugeln getroffen worden. Das konnte einfach niemand überleben.

Es sei denn…

Lady Sarah dachte nicht mehr weiter, weil sich einen Lidschlag

später ihr Verdacht auf fürchterliche Art und Weise bewahrheitete.
Wie ein Kastenteufel sprang der Bucklige auf, lachte grausam und hallend, wobei er auf zwei Beamten zurannte und sie rücksichtslos zur Seite stieß, damit er freie Bahn hatte…

***

Die Polizisten mußten den Schock ihres Lebens bekommen haben.
Ein Toter, der lebte. Ein Mensch, den Kugelgarben zu Boden geschmettert hatten, stand auf und flüchtete.
Die beiden Männer waren hart getroffen worden und fielen zu Boden. Sie behinderten ihre Kollegen, die nicht schnell genug die Waffen hochbekamen.
Als sie schossen, hatte der Flüchtling bereits das Unterholz zwischen den Bäumen erreicht und jagte im Zickzack zwischen den Grabplatten einher.
Die Kugeln hämmerten ihm nach. Sie rissen Zweige ab, kerbten Äste ein, die pflügten den Boden auf, sie trafen Grabsteine und heulten als Querschläger davon. Sicherlich hieben sie auch in den Rücken des Mannes, nur konnten sie ihn nicht aufhalten.
Der Kommandoführer faßte sich als erster. »Dieses Schwein muß eine kugelsichere Weste getragen haben. Los, holt ihn euch! Haltet auf die Beine oder den Kopf!«
Lady Sarah schaute nur zu. Sie sah, wie die Männer die Verfolgung aufnahmen und hielt sich selbst zurück.
Eine kugelsichere Weste? Nein, die hatte der Mann nicht getragen.
Deutlich erinnerte sich Sarah Goldwyn an die Blutflecken auf seiner Brust. Wenn jemand irrte, dann war es der Polizist. Zugegeben, für einen Fremden war es schwer, sich mit Lady Sarahs Gedanken vertraut zu machen, sie behielt sie auch für sich und wartete ab.
Noch immer peitschten Schüsse. Aber es geschah auch etwas anderes. Flammen, die sich vom Boden aus wie lange Finger in die Höhe reckten und die Baumwipfel überboten, waren zu sehen und bildeten ein dreieckiges Gesicht, die Fratze des Teufels.
Groß, übergroß schwebte sie wie ein Hologramm über dem Friedhof. Ein Fanal der Hölle, das einen großen Sieg verkündete. Innerhalb der Flammenfratze zeichnete sich die Gestalt des Buckligen ab, eines eigentlichen Toten, der den Kopf schiefhielt, den Mund geöffnet hatte und lachte, während er in der Rechten die Schlinge hielt und damit wie zum Abschied schaukelte.
Die Erscheinung zog sich nicht zurück. Sie blieb provozierend lange schweben, um auch den Polizisten Gelegenheit zu geben, sie genau anzuschauen.
Sie sahen die Fratze mit dem darin schwebenden Killer auch. Und sie handelten.

Schüsse peitschten auf. Kugelgarben jagten schräg in die Teufelsfratze hinein, wo es zu kleinen Detonationen kam, als die Bleigeschosse einfach zerplatzten.

Wie sie erschienen war, so verschwand die Erscheinung auch wieder. Ebenfalls die Gestalt des Killers. Der Himmel präsentierte sich wieder so wie zuvor.

Lady Sarah blieb am Rande des Weges stehen. Ihr Gesicht hatte einen sehr nachdenklichen Ausdruck angenommen. Was sich da gezeigt hatte, war für den Normalbürger unerklärlich und nicht zu fassen. Doch Sarah Goldwyn, die Horror-Oma machte sich ihre Gedanken, und die wiederum führten in eine ganz bestimmte Richtung, an deren Ziel der Teufel und die Hölle standen.

Auch der Lockvogel hatte die Szene miterlebt. Die Frau hieß Nadine, das wußte Sarah. Sie stand mitten auf dem Weg, fassungslos, totenbleich, mit hochgezogenen Schultern. Im Gesicht stand das Entsetzen wie aufgemalt.

Ihre Kollegen kehrten zurück. Nervös, durcheinander. Sie schrien sich gegenseitig an.

Der eine sprach von einer Halluzination, der andere redete von einem Trick. Wieder einer schob alles einer gefährlichen, außerirdischen Macht zu und kam der Lösung damit näher.

»Das war doch der Teufel!« schrie der Einsatzleiter und schlug sich gegen die Stirn.

»Da haben Sie recht!« erklärte Lady Sarah, in die Lichtkegel der Scheinwerfer tretend.

Die Männer schwiegen, Nadine ebenfalls. Nur der Einsatzleiter stieß schnaufend die Luft aus. »Sie?« fuhr er Sarah Goldwyn an.

»Was haben Sie noch hier zu suchen?«

»Ich war Zeugin.«

»Ach, wie schön.«

Sie ging näher und zwinkerte, weil das Licht blendete. »Nun, meine Herren. Sie haben Pech gehabt. Er ist Ihnen entwischt.«

»Das wissen wir selbst.«

»Richtig. Haben Sie auch über den Grund nachgedacht, weshalb es so gekommen ist?«

»Nein!«

»Dann will ich Ihnen helfen.« Lady Sarah legte eine Kunstpause ein, weil sich die gespannten Blicke der Anwesenden auf sie richteten. »Es war eine andere Macht im Spiel. Sie hat sich uns gezeigt. Die Fratze des Teufels.«

»Stimmt«, stand Nadine ihr bei.

»Aber wir haben ihn erschossen!«

»Wirklich, Monsieur?« fragte Lady Sarah spöttisch. »Kann man einen Toten, einen Zombie, überhaupt erschießen? Man muß schon sehr

genau Bescheid wissen, um ihn töten zu können.«
»Und Sie wissen das?«
»So ist es.«
Der Einsatzleiter kam näher. »Weshalb haben Sie uns denn nicht gewarnt?«
»Weil ich es leider zu spät erfahren habe. Sie, meine Herren, jagen einen Killer, das steht fest. Aber einen, der mit dem Leibhaftigen im Bunde steht und über Fähigkeiten verfügt, die Ihnen die Haare zu Berge stehen lassen. Machen Sie sich auf weitere Morde gefaßt, falls es Ihnen nicht gelingt, ihn so schnell wie möglich zu stellen. Aber mit Kugeln ist da nichts zu machen.«
»Womit dann?«
»Geweihtes Silber vielleicht, Kreuze. Jedenfalls Dinge, vor denen sich der Teufel fürchtet.«
»Und Sie besitzen diese Waffen?«
»Leider nicht, aber ich kenne jemanden…«
»Laß dich doch nicht von der Tante verrückt machen, Serge. Die spinnt doch. Teufel, Hölle, Zombie«, der Mann winkte ab. »Das gehört doch ins Kino.«
»Die Realität müßte Sie eigentlich vom Gegenteil überzeugt haben«, erklärte Sarah.
»Hören Sie auf zu reden! Sie kommen mir vor, als stünden Sie mit diesem Killer unter einer Decke.«
»Bitte!« Lady Sarahs Stimme nahm einen scharfen Tonfall an. »Das verbitte ich mir.«
»Schon gut.«
Der Einsatzleiter mischte sich ein. Er schaute die Horror-Oma an und knetete sein Kinn. »Hören Sie, Madame! Wenn Sie schon so gut Bescheid wissen, wäre es nur recht und billig, daß Sie uns einen Ausweg aus dieser verfahrenen Lage nennen.«
Sarah Goldwyn überlegte lange. »Vielleicht kann ich das sogar.«
»Und?«
»Es müßte jemand aus London sein, Monsieur. Ein guter Bekannter von mir. Er kennt sich aus.«
»Ach nein. Und wie heißt der Mann?«
»John Sinclair.«
Serge Adami, Einsatzleiter der Sondergruppe, hob die Schultern.
»Der Name sagt mir nichts.«
»Soll ich ihm Bescheid geben?«
»Ich glaube, wir werden allein mit unseren Problemen fertig, Madame.«
»Wie Sie wollen.«
»Aber ich möchte gern wissen, wo ich Sie finden kann, wenn wir Sie benötigen.«

Lady Sarah nannte den Namen des Hotels. »Bon, wann werden Sie wieder abreisen?«

Da lächelte die Horror-Oma. »Das kann ich Ihnen genau sagen, Monsieur. Wenn dieser verfluchte Killer dingfest gemacht worden ist.« Sie drehte sich um und ging.

Die Männer starrten ihr mit offenen Mündern nach. Einer von ihnen sagte leise, damit die anderen ihn nicht hören konnten: »Das kann allerdings dauern, fürchte ich.«

***

Lady Sarah hatte wirklich keine Lust mehr, mit den anderen Mitgliedern der Reisegruppe zu feiern. In der Lobby des Hotels verlangte sie ihren Zimmerschlüssel und ließ sich mit dem Lift in die achte Etage bringen.

Daß ihr die Polizisten nicht glauben wollten, lag auf der Hand. Im Prinzip war es auch unwahrscheinlich, doch für Lady Sarah gab es keine andere Möglichkeit. Irgend etwas war mit diesem Killer geschehen, das ihn in den Dunstkreis der Hölle gebracht hatte.

Sie hätte mehr über ihn wissen müssen, über seine Motive, seine Herkunft. Das war bestimmt den Polizisten bekannt, aber die würden wohl kaum auspacken.

Allein stand sie in der Riesenstadt Paris auch auf verlorenem Posten. Helfen konnte ihr an sich nur John Sinclair. Er mußte eben die Sachen packen und rüberdüsen.

Es war noch nicht spät. Bei diesem Zeitunterschied würde sie John bestimmt zu Hause antreffen, vorausgesetzt, er und Suko hatten den letzten Fall abgeschlossen.

Sie versuchte es. Das Hotel gehörte zur oberen Klassen und besaß ein Selbstwähltelefon im Zimmer. Lady Sarah tippte die Vorwahl der Insel ein, dann den Anschluß. Es läutete durch, der Anschluß war nicht gestört, das wiederum bereitete ihr Freude. Nach dem vierten Signal hob tatsächlich jemand ab.

»Hallo, John.« Sie mußte lachen, als sie die Reaktion des Geisterjägers hörte.

»Du?«

»Ja, ich.«

»Das heißt, es gibt Probleme. Dann raus mit der Sprache.«

Lady Sarah hatte es gelernt, sich kurz zu fassen. Innerhalb von zwei Minuten hatte sie dem Geisterjäger alles Wissenswerte mitgeteilt.

»Und ich soll kommen?«

»Du mußt, John. Zudem wird es besser sein, wenn du Suko mitbringst. Dieser Quasimodo kann hier in Paris eine Hölle entfachen.«

»Ja, ich weiß. Bist du eigentlich deshalb nach Paris gefahren?«

»Nein, es hatte einen anderen Grund, aber den kann ich jetzt vergessen. Kommst du?«

»Ich sage dir noch Bescheid. Gib mir deine Durchwahl.«

»Die kannst du haben.« Sie diktierte dem Geisterjäger die Zahlenfolge.

»Wunderbar, Sarah. Wenn wir kommen, dann treffen wir morgen früh mit der ersten Maschine ein.«

»Okay, ich erwarte euch. Gute Nacht.«

»Dir auch. Und gib auf dich acht.«

»Mache ich.« Auf der Innenfläche ihrer Hand lag ein dünner Schweißfilm, als sie auflegte. Hatte sie alles richtig gemacht? Ja, John Sinclair, ein alter Pariskenner, mußte sich des Falles annehmen, bevor die einheimische Polizei aufwachte und noch mehr Unheil geschah. Bei einigen Kollegen war John Sinclair bekannt. Nach Paris hatten ihn schon öfter Fälle geführt. In dieser Stadt hatte er lebensgefährliche Abenteuer erlebt.

Lady Sarah ging an die Zimmerbar und holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank. Sie trank in kleinen Schlucken, fühlte sich erfrischt, als die Flasche leer war, und legte sich trotzdem angezogen aufs Bett. Nur die Schuhe standen daneben.

Vom Bett aus konnte sie auch fernsehen, doch sie ließ den Kasten aus. Über Paris lag die Dunkelheit. Wenn sie aus dem Fenster schaute, sah sie auf die Fassaden anderer hoher Bauten. Dazwischen stand der dunkle Himmel starr wie eine Leinwand.

In der Schwärze sah sie auch die Positionsleuchten eines Flugzeuges, das die Stadt überquerte, um südlich davon in Orly zu landen.

Ein buckliger Killer, der sich Quasimodo nannte, geisterte durch Montmartre auf der Suche nach Opfern.

Allein diese Tatsache empfand sie schon als ungemein schlimm.

Noch schlimmer war es, daß dieser Mörder den Teufel als großen Beschützer zur Seite stehen hatte.

Das Telefon meldete sich. Obwohl nicht laut, schreckte Lady Sarah doch zusammen, denn sie war für einen Moment eingenickt. Wer konnte das sein? Jemand aus der Reisegruppe?

Eine andere Möglichkeit kam für sie nicht in Frage. »Ja bitte«, sagte sie leise.

»Entschuldigen Sie die Störung, Madame Goldwyn. Sie sind doch Sarah Goldwyn?«

»Das bin ich. Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Nadine Bresseau.«

»Müßte ich Sie kennen?«

»Ich war der Lockvogel.«

»Ja, natürlich. Jetzt erinnere ich mich wieder. Einer Ihrer Kollegen sprach Sie mit Nadine an. Was kann ich für Sie tun?«

Sie lachte etwas verklemmt. »Wissen Sie, Madame, ich habe über ihre Worte nachgedacht und finde sie im Nachhinein sehr beeindruckend. Kann es tatsächlich sein, daß dieser Bucklige mit anderen Mächten unter einer Decke steckt?«

»Ich gehe davon aus.«

»Hm. Und mit normalen Waffen ist er nicht zu stellen – oder?«

»Nein, Sie müssen ihn schon anders bekämpfen.«

Die junge Frau räusperte sich. »Meine Kollegen denken natürlich anders darüber, wie Sie sicherlich begreifen können. An diesem Abend hat es keinen Sinn mehr, aber ich möchte Sie bitten, falls Sie Zeit haben, morgen zu mir zu kommen. Oder ich komme zu Ihnen.«

»Das wäre mir lieber. Dann könnte ich Ihnen gleichzeitig Monsieur Sinclair vorstellen.«

»Ach, diesen Kollegen aus London?«

»Richtig. Ich habe bereits mit ihm gesprochen. Er wird, wenn es sich eben dienstlich einrichten läßt, am morgigen Tag nach Paris fliegen, und uns unterstützen.«

»Hört sich nicht schlecht an.« Nadine Bresseau legte eine kurze Pause ein. »Ich komme dann zu Ihnen ins Hotel, wenn es recht ist.«

»Einverstanden.«

»Gute Nacht, dann. Und träumen Sie bitte nicht von diesem Killer, Madame Goldwyn.«

»Oh, da hätten Sie eher einen Grund.«

»Ich habe ihn schon vergessen.«

»Seien Sie froh. Gute Nacht dann.« Lady Sarah legte auf. Sie war gespannt, was die folgenden Tage ergeben würden.

***

Auch Nadine Bresseau drückte den Hörer zurück auf den Apparat.

Sie drehte sich um und schaute Serge Adami, ihren Vorgesetzten an, der auf dem Bett hockte und rauchte.

»Na, zufrieden?«

Adami nickte. »Sehr sogar. Ich habe allerdings nicht damit gerechnet, daß die Frau so rasch reagiert und mit ihrem Supermann in London telefoniert.«

»Sie ist eben eine Frau schneller Entschlüsse.«

»Sinclair«, murmelte Adami, »der Name sagt dir nichts, mir allerdings, denn ich habe mich umgehört und erfahren, daß er hier in Paris kein Unbekannter ist.«

»Positiv oder negativ?«

»Nicht negativ. John Sinclair hat schon einige verzwickte Fälle gelöst. Man spricht mit einer gewissen Hochachtung von ihm. Ich habe mich da erkundigt.«

»Hast du auch gesagt, daß er kommen wird?«

»Nein, das habe ich erst jetzt erfahren.« Adami grinste und knetete seine Nase. »Allerdings überlege ich, ob ich es an die große Glocke hängen werde. Ich meine, wir sollten zunächst einmal abwarten, wie sich die Sache noch entwickelt.«

Nadine lachte. »Du hast Angst davor, daß er dir die Schau stehlen könnte.«

»Unsinn.«

»Doch, Serge. Jemand wie du ist verdammt ehrgeizig. Hoffentlich wirkt sich das auf den Fall nicht negativ aus.«

»Okay, Nadine.« Er drückte die Zigarette aus und erhob sich. »Ich verschwinde jetzt. Du sagst mir morgen jedenfalls Bescheid, ob sich etwas ergeben hat.«

»Mach' ich.« Sie streckte sich. Unter dem flauschigen Pullover zeichneten sich die Hügel ihrer Brüste ab. Auch Serge bemerkte es.

»Du bist verdammt hübsch geworden, Nadine.«

Sie lachte ihn an. »Keine Nachtischgedanken, Kollege!«

»Es war nur eine Feststellung. Das sagt meine Frau auch immer. Sie kennt dich ja schon lange.«

»Wie geht es deinem Jungen?«

Serge hob die Schultern. »Er sagte mir vor kurzem, daß er auch zu den Bullen will.«

»Toll. Dann brauchen wir uns um den Nachschub keine Sorgen zu machen.«

»Nun ja. Als er hörte, wie sein Vater bezahlt wird, hat er davon Abstand genommen.«

»Kann ich mir denken!« prustete Nadine los. »Sag ihm nur nicht, wieviel ich bekomme. Dann verliert er den Glauben an die Menschheit. Wenn meine Eltern mir nicht noch etwas zuschustern würden, könnte ich diese Bude hier nicht bezahlen.«

Serge Adami nickte. »Es ist schon traurig. Die Post darf streiken, wir nicht.«

»Das ist wie bei den Verbrechern, die streiken auch nicht.«

»Alles klar, meine Kleine.« Er strich über ihre linke Wange. »Gib auf dich acht.«

»Mach' ich, Serge. Au revoir.« Sie brachte den Kollegen noch zur Tür und schaute ihm nach, wie er die schmale Stiege hinabschritt. In diesem alten Haus war alles schmal und eng.

Angefangen bei den Zimmern, über die Fenster bis zur Treppe.

Dafür allerdings stand es auch in Montmartre, dem Herzen von Paris, dem Künstlerviertel, das in den letzten Jahren leider viel von seinem alten Charme verloren hatte. Hier regierte das Geld, die Preise für den Mietraum stiegen permanent, selbst Wohngemeinschaften brachten kaum noch die Miete für Wohnungen zusammen.

Wer in Ruhe malen wollte, der zog besser aufs Land und

verwirklichte dort seine Träume. In Montmartre kam er nicht dazu. Über Wasser hielten sich noch am besten die Porträtmaler, die mit schnellen Strichen die Gesichter zahlungswilliger Touristen zu Papier brachten. Und mit Touristen wurde der kleine Stadtteil auf dem Berg überschwemmt. Jeden Tag quälten sich die Busse durch die Straßen.

Das Flurlicht verlöschte. Die Dunkelheit verbarg gnädig die zahlreichen Flecken an den Flurwänden und auch die Löcher im Putz.

Hier hätte renoviert werden müssen, aber die Hausbesitzer ließen alles verkommen.

Nadine schloß die Tür. Sie hatte mit ihrer Wohnung noch Glück gehabt. Zwei Zimmer und ein winziges Bad gehörten dazu. Die Zimmer waren keine Tanzsäle, für eine Person reichten sie. Vom Wohn-Schlafraum aus konnte sie auf das schräge Dach eines Anbaus schauen. Es war später hochgezogen worden und beherbergte, eine Maler-WG.

Sie ging in die Küche. Der Raum war schmal, dafür etwas länger.

An einer Seite standen der Kocher, Kühlschrank, die kleine Waschmaschine. Nadine spürte Hunger. Die Anspannung und Aufregung hatten sich gelegt, jetzt brauchte sie etwas für den Magen.

Sie wärmte im Mikrowellenherd eine Fleischsuppe auf, setzte sich vor das Brett, so nannte sie den Tisch, der die Verlängerung der inneren Fensterbank bildete, und löffelte die Schale leer. Dabei aß sie Weißbrot. Obwohl sie gegen die Scheibe schaute, waren ihre Gedanken ganz woanders. Sie dachte an den Killer, der von zahlreichen Geschossen getroffen worden war und trotzdem hatte entwischen können.

Das wollte ihr nicht in den Kopf. Aber sie hatte auch das Feuer gesehen, in dem er schwebte. Es hatte ihn wie eine Schutzhülle umgeben und das Gesicht des Teufels gezeigt.

Der Teufel also.

Nadine schüttelte den Kopf. Es war nicht zu begreifen. Der Satan mischte mit. Daß dies so war, ließ darauf schließen, daß es ihn tatsächlich gab. Er lebte, er existierte und zeigte sich zu bestimmten Anlässen. Eigentlich verrückt.

Sie schaute wieder durch das schmale Fenster. Viel Licht fiel auch im Sommer nicht durch die Scheibe. Der Hinterhof war durch den Neubau noch enger gemacht worden. Dieser Bau hatte ihr einen Großteil der Helligkeit genommen.

Die Schüssel leerte sie nicht ganz. Nadine stellte sie weg und spülte sie gleich durch. Dann fegte sie die Krümel vom Tisch, legte eine Decke darauf, schaute wieder zum Fenster, eigentlich nur ein Routineblick, wie so oft.

Sie erstarrte.

Vor der Scheibe zeichnete sich etwas ab, als wäre es aus einer

bestimmten Richtung angeleuchtet worden, und zwar so, daß es einen übergroßen Schatten warf.
Es war der Schatten einer Schlinge!

***

Nadines Blut verwandelte sich in Eis. Sie traute sich nicht, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Nadine konnte es nicht begreifen.
Sie wußte nur, daß der Killer nicht aufgegeben hatte.
Einmal war es ihr und den Kollegen gelungen, ihn reinzulegen.
Jetzt wollte der Mörder Rache nehmen, und ihre Kollegen befanden sich nicht in der Nähe.
Die Stille in der Küche kam ihr bedrückend vor. Sie lag in der Enge zwischen den beiden Wänden und schien diese noch mehr zusammenzupressen, so daß Nadine das Atmen schwerfiel. Sie mußte schluckten, ihre Kehle war wie mit Metall gefüllt, die Augen brannten, und sie konnte den Blick nicht von der Scheibe wenden.
Der Schock ebbte ab. Nur allmählich gelang es der jungen Polizistin, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie überlegte, wo der Mörder wohl hocken konnte.
Eigentlich kam nur das Dach des Anbaus in Frage. Dort mußte er flach liegen und die Schlinge nach unten baumeln lassen. Daß sie sich in der Küche aufhielt, war ihm ebenfalls klar gewesen. Schließlich hatte er den aus dem Fenster fallenden Lichtschein gesehen.
Was sollte sie tun?
Nadine wußte genau, daß sie als Einzelperson gegen ihn nicht ankam. Er war zu gefährlich, es würde ihr zudem nicht einmal gelingen, ihn zu töten. Ihre Waffe trug sie zudem nicht bei sich. Sie lag im Wohnraum in einer Schublade neben dem Bett.
Dort stand auch das Telefon!
Vielleicht konnte der Apparat ihre Rettung sein. Sie mußte die Polizei anrufen. Wenn die Kollegen früh genug erschienen, war das möglicherweise ihre Rettung.
»Verdammt!« flüsterte sie, »weshalb habe ich nicht im Büro übernachtet? Er stammt aus Montmartre. Hier hat er sich seine Opfer gesucht. Ich muß etwas tun…«
Die Polizistin traute sich nicht, der Schlinge und dem Fenster den Rucken zuzudrehen. Sie ging rückwärts durch die enge Küche und näherte sich der Tür.
Ihre Handflächen waren feucht geworden. Dort hatte sich der Angstschweiß gesammelt. Der Mund war trocken, ihr Speichel schien zu Kristallen geworden zu sein.
Die Augen brannten, das Herz klopfte viel schneller als sonst, und sie mußte sich zur Ruhe zwingen.
Im Flur blieb sie stehen, lehnte sich gegen die Wand und holte tief

Luft. Dann, als sie die Schlinge nicht mehr sah, ging es ihr etwas besser. Noch einmal blickte sie in die Küche.

Die Szene hinter der Scheibe hatte sich nicht verändert. Nach wie vor baumelte dort der Schatten.

Eine unverkennbare Drohung, das Grauen schlechthin. Sie sollte in den Tod geführt werden.

Anrufen, ja. Nadine war durcheinander. Sie hätte die Wohnung am liebsten verlassen. Auf dem Flur wohnte noch ein junges Pärchen, aber die beiden besaßen kein Telefon.

Die Tür zum Wohnraum hatte sie nicht geschlossen. Sie stand so weit auf, daß sie bequem hindurchschlüpfen konnte. Wieder ging sie schräg und halb rückwärts.

In ihrem Magen lag noch immer der Klumpen. Das Telefon stand neben dem Bett. Sie verfolgte mit den Blicken die schwarze Schnur, die wie eine Schlange unter der Liegestatt verschwand, einen Bogen schlug und mit dem Ende wieder hervorschaute.

Jemand hatte sie aus der Verteilerdose gerissen. Jemand, der sich in ihrer Wohnung befinden mußte. Das wurde ihr mit brutaler Deutlichkeit klar. Sie schreckte zusammen, ihr wurde noch kälter als in der Küche, und sie hörte hinter sich das Flüstern.

Nadine Bresseau fuhr herum.

Da stand er.

Der Bucklige grinste. Er hielt den Mund offen. Die Augen wirkten rund und wie böse leuchtende Vollmonde. Speichel wie Sirup floß aus beiden Mundwinkeln.

»Tot«, sagte er zischend. »Du bist schon tot. Du weißt es nur nicht. Ich kriege alles, was ich will. Ja, ich kriege alles.«

Nadine blieb nur das Schreien.

Auch dazu ließ es der Bucklige nicht kommen. In den folgenden Sekunden bewies er ihr, daß er seine Versprechen auf grausame Art und Weise umsetzen konnte…

***

Zehntausende von Toten in Südrußland nach einem verheerenden Erdbeben. In Germany raste ein Flugzeug in eine kleine Stadt und zerstörte über zwanzig Häuser. In London fuhren Eisenbahnen ineinander und hinterließen Tote und Trümmer.

Es war furchtbar.

Katastrophen wo man hinschaute. Ich wagte oft nicht, die Zeitung aufzuschlagen, weil ich immer wieder von diesen Schreckensmeldungen lesen mußte. Das alles vor Weihnachten.

Mir war ein Sprichwort eingefallen. Vor dem Fest geht der Teufel auf Stelzen durch die Welt. Das hatte mir meine Mutter schon als Kind beigebracht.

Katastrophen hier, Katastrophen dort. Ich war gespannt, was uns in Paris erwartete.

Uns – das waren Suko, Jane Collins und ich!

Ausgerechnet Jane Collins. Ihr hatten wir die Reise nicht ausreden können, denn Sarah Goldwyn hatte ihr tatsächlich in der Nacht noch Bescheid gegeben. Prompt hatte Jane mich angerufen und so lange bekniet, bis ich zustimmte.

Von Sir James hatten wir die Genehmigung zu dieser Reise ebenfalls bekommen, waren mit der zweiten Maschine in Richtung Paris geflogen und trafen am Mittag im Hotel ein, wo für uns Zimmer reserviert worden waren.

Lady Sarah erwartete uns in der Lobby. Sie trug ein graues Kostüm, dessen Schnitt modern war. Die Jacke lief zur Taille hin schmal zu, der Rock war eng, aber nicht so eng, als daß sie nicht darin hätte laufen können.

»Hallo«, sagte sie und lächelte uns an, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Ich machte ein böses Gesicht.

»Was ist denn?«

Jane gab die Antwort. »Er ist sauer, weil du mich informiert hast, Sarah.«

»Zu recht«, sagte ich.

Die Horror-Oma hob die Schultern. »Du mußt das nicht so eng sehen, John. Jane ist wieder fit. Denke an die vergangenen Zeiten, als sie noch mitmischte. Da hast du auch nichts dagegen gehabt, daß sie euch zur Seite stand. Also stell dich nicht so an. Mein Haus in London besitzt eine Alarmanlage, man kann es ruhig allein lassen. Und noch etwas will ich dir sagen, mein Junge.« Lady Sarah redete sich so richtig in Fahrt. »Jane Collins hat genug gelitten. Denk daran, daß sie tagsüber als halbe Mumie umhergelaufen ist und nur in der Nacht ihr normales Aussehen zurückbekam. Vergiß bitte nicht, was sie gelitten hat. Daß sie voller Tatendrang steckt, ist doch klar!«

»Verständlich!« Die Antwort kam von Suko.

»Jetzt fällst du mir auch noch in den Rücken!«

»Außerdem«, sagte Jane maliziös lächelnd, »sehen acht Augen mehr als sechs.«

»Stimmt«, gab Lady Sarah zu.

Ich schaute Jane an. Ihr beigebrauner Kaschmirmäntel fiel weich bis gegen die Knie, wo er sie schmeichelnd umspielte. Sie trug die Haare gelockt, hatte ein leichtes Make-up aufgelegt und sah top aus.

Spuren der nahen Vergangenheit waren ihr nicht anzusehen.

Ich lächelte gequält, als Lady Sarah uns bat, die Zimmer in Beschlag zu nehmen. »Wir treffen uns in der Halle und legen einen Schlachtplan fest.«

»Ist gut.«

So ganz inoffiziell war unser Besuch nicht. Sir James hatte seine Beziehungen spielen lassen und den Polizeipräfekten von Paris eingeschaltet. Angeblich war sogar der Innenminister informiert worden, denn die Mordserie in Montmartre bereitete auch ihm große Sorgen, weil er unter dem Druck der Presse stand.

Wir hatten keinen Boy mitgenommen. Die Zimmer fanden wir auch allein. Sie lagen im fünften Stock.

»Wie machen wir es?« fragte Suko und grinste. »Ein Doppelzimmer, ein Einzelzimmer. Wer schläft mit wem?«

Ich grinste. »Suko, ich bin zwar dein Freund, aber ich weiß auch, daß du schnarchst…«

»Schon verstanden, John.« Er grinste von Ohr zu Ohr. »Ich werde das Einzelzimmer nehmen.«

»Bist du sauer?«

»Moment mal«, sagte Jane. »Mich hat niemand gefragt.« Sie tippte mir mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Du hast während des Flugs nur gemotzt, weil ich mitgeflogen bin. Jetzt brauchst du dich nicht mehr aufzuregen, denn ich werde das Einzelzimmer nehmen. Wie es sich gehört, mein Lieber. Auch für Paris.«

Suko grinste noch breiter, Jane lachte, und ich stand da wie ein begossener Pudel.

Jane hatte bereits den Schlüssel genommen, warf ihn hoch, fing ihn auf und schloß die Tür auf.

Ich betrat als erster das Doppelzimmer und wuchtete meinen Koffer wütend auf das Bett.

»Wie sagen noch die Franzosen?« meinte Suko. »Chercher la Dingsbums. Wer kennt schon die Frauen?«

»Keiner.«

»Richtig.«

Ich ging in das kleine Bad, wusch mir die Hände und ließ auch Wasser in mein Gesicht spritzen. Suko tat das gleiche. Anschließend fuhren wir nach unten.

Jane Collins und Sarah Goldwyn hockten schon zusammen. Vor ihnen stand Kaffee.

»Du auch?« fragte die Horror-Oma.

Ich entschied mich für Tee, ebenso wie Suko. Jane lächelte mir zu.

Sie trug an diesem Tag einen flaschengrünen Rock der Designerin Jill Sanders und einen rosenholzfarbenen Pullover dazu. Auf dem weichen Material schimmerten die Glieder einer schmalen Goldkette.

Jane hatte sich in den letzten Tagen neu eingekleidet. Das hatte einfach sein müssen, nach all dem, was hinter ihr lag. Sie war eine völlig neue Person geworden. Ungemein schwungvoll, stand dem Leben bejahend gegenüber und steckte voller Tatendrang.

Ich gönnte mir eine Zigarette und schaute Sarah Goldwyn auffordernd an. »Dann schieß mal los«, forderte ich sie auf. »Was ist genau geschehen? Am Telefon warst du ziemlich knapp.«

Jane, Suko und ich bekamen einen detaillierten Bericht. Wir hörten sehr genau zu und waren alle der Meinung, daß dieser Bucklige tatsächlich mit dem Teufel unter einer Decke stecken mußte.

»John, wenn ihr ihn gesehen hättet, wie er auf dem Boden lag, getroffen von zahlreichen Kugeln, da hättet ihr keinen Pfifferling für sein Leben gegeben. Aber was war? Er war nicht tot, er lebte. Er stand auf und wurde vom Teufel oder vom Feuer der Hölle umarmt, das ihm zusätzlich Schutz gab.«

»Weshalb?«

»Gute Frage, Suko, auf die ich leider keine Antwort habe. Ich weiß mittlerweile nur, daß diese Nadine Bresseau das sechste Opfer dieses Mörders innerhalb eines Jahres werden sollte. Alle stammten aus Montmartre. Wenn es ein Motiv gibt, dann müssen wir es in diesem alten Stadtteil suchen.«

»Der für uns fremd ist!« gab ich zu bedenken.

Jane Collins tippte mit der Kuppe ihres rechten Zeigefingers gegen die Lippen und wippte dabei mit den Beinen. »Lockvogel«, murmelte sie. »So etwas könnte ich doch auch spielen.«

»Untersteh dich!« rief ich.

»John, du bist nicht mein Ehemann und auch nicht mein Vorgesetzter. Ich bin mitgekommen, um diesen Killer zu fangen und um gleichzeitig Lady Sarah zu beschützen.«

»Klar, an etwas anderes habe ich auch nie gedacht. Nur frage ich mich, wie es kommt, daß gerade du, Sarah, mal wieder in einen dieser heißen Fälle hineinstolperst.«

»Zufall.«

»Sollen wir dir das glauben?«

»Ja, ich habe nur den alten Friedhof besucht.«

»Ah, nur den Friedhof. Wen wolltest du denn da sehen? Wer liegt dort begraben?«

»Interessante Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik. Er ist wirklich etwas Besonderes, du solltest ihn dir anschauen, John. Du wirst begeistert sein.«

»Oder auch nicht.« Ich schüttelte den Kopf. »Sarah, ich kann mir nicht vorstellen, daß du nur auf den Friedhof gegangen bist, um dir die Gräber anzuschauen. Das muß einfach einen anderen Grund gehabt haben. Da bin ich mir sicher.«

»Welchen denn?«

»Tu nicht so scheinheilig«, stand Suko mir bei. »Wir kennen uns lange genug.«

»Meinst du?«

»Ja.«
»Also, was wolltest du wirklich auf dem Friedhof, Sarah?« hakte ich noch einmal nach.
»Ich suchte ein bestimmtes Grab.«
»Gut, wir kommen der Sache näher. Und wer liegt dort begraben? Einer deiner Bekannten?«
»Nein.«
»Ein Fremder.«
Sie schaute zu Boden und spielte mit ihren Fingern, als wäre ihr die Sache unangenehm. »So kann man es ausdrücken. Der Tote ist ein Fremder, allerdings ein…«
»Aha, hier finden wir sie. Und das sind wahrscheinlich die Leute, von denen Sie gestern gesprochen haben. Oder zumindest einer derjenigen Supermänner.«
Die barsche Stimme des Mannes hatte uns aus unserer Unterhaltung gerissen. Ich schaute nach links. Neben mir standen zwei Männer. Einer trug einen gefütterten Trench, dessen Kragen hochgestellt war. Der Gürtel spannte sich eng um die Taille. Ein Hut saß schief auf dem Kopf. Die Nase in seinem Gesicht war besonders markant.
Irgendwie besaß der Mann Ähnlichkeit mit Jean Gabin.
Der Knabe hinter ihm war kleiner und schmaler. Er machte einen müden Eindruck.
»Darf ich fragen, wer Sie sind?« erkundigte ich mich.
Sarah Goldwyn gab die Antwort, während der Schmale zwei Stühle vom Nachbartisch herbeiholte. »Das ist Serge Adami, ein Kollege von der Sûreté Paris, Paris. Er hat den Einsatz geleitet.«
»Oh, das freut mich.« Ich stand auf und streckte Adami meine Recht entgegen, die er übersah. Statt dessen nahm er Platz, schaute uns der Reihe nach an und wollte Namen wissen.
»Ist das ein Verhör?« fragte Suko sanft.
»Nein.«
»Dann gewöhnen Sie sich bitte einen anderen Tonfall an, Kollege. Können Sie das?«
Serge verengte seine Augen. »Verdammt noch mal, Meister. Sie ist tot. Wir haben Sie heute vor dem Küchenfenster an der Wand des Hinterhauses erhängt gefunden.«
»Von wem reden Sie?« erkundigte sich Sarah.
Serge holte tief Luft. Seine breiten Hände bewegten sich zuckend.
Er stand innerlich unter Dampf, war aufgewühlt, da mußte man ihm manches nachsehen. Er hielt den Kopf gesenkt, den Hut hatte er abgenommen. Braunes Haar wuchs dicht auf seinem Kopf. Von unten her schaute er Lady Sarah Goldwyn an. »Wer schon? Nadine Bresseau. Sie kennen die junge Kollegin, die den Lockvogel spielte.«
Er hatte die Worte scharf ausgestoßen, dennoch tropften sie in die

Stille.

Ich schaute die Horror-Oma an. Ihr Gesicht verlor sämtliche Farbe.

Bleich wie eine Leiche und mit zitternden Händen saß sie zwischen uns. Sie war nicht sehr leicht zu schocken. Sarah konnte schon einiges vertragen. Wenn sie so reagierte, dann war es verdammt dick gekommen.

»Nadine!« flüsterte sie fast unhörbar. »Die junge Frau, die so mutig gewesen ist.«

»Oui, Madame, sehr mutig. Sie hat sich geopfert. Sie hat es auch geschafft, dann hing sie außen vor dem Fenster. Wir haben Sie vor einer Stunde abgeschnitten.« Serge schluckte. »Dieser Killer ist ein Schwein. Wir werden ihn fassen, dann gnade ihm Gott.«

Ich räusperte mich. Ein Zeichen, daß ich etwas sagen wollte. »Stellen Sie es sich nicht so einfach vor, Monsieur Adami. Dieser Mann sieht zwar aus wie ein Mensch, aber für uns ist er kein Mensch. Er ist eine Ausgeburt der Hölle, ein Günstling des Satans, der seine schützende Hand über ihn hält. Zudem kennt er Montmartre wie seine Westentasche. Hier kann er tausend Verstecke finden. Oder kennen Sie alle Gassen, Straßen und das, was unter ihnen liegt? Die Unterwelt, den Bauch dieser Stadt?«

»Nein, Monsieur.«

»Na bitte.«

Serge bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen. Er überlegte und sprach erst dann. »Sie sind mit großer Besetzung aus London eingeflogen und wollen hier einen Mordfall klären. Ich weiß, daß Sie von höchsten Stellen Rückendeckung haben, man hat es mir am heutigen Morgen zu verstehen gegeben. Aber ich werde ihn auch jagen. Für mich ist die Sache zu einem persönlichen Problem geworden. Ich will nicht gerade sagen, daß Nadine für mich so etwas wie eine Tochter gewesen ist, aber ich habe mich immer gern als ihren Ziehvater bezeichnet. Ich bin es gewesen, der sie zur Polizei gebracht hat. Ich habe ihr immer wieder Mut gemacht, wenn sie mit ihren Nerven am Ende war. Oftmals stand sie dicht davor, aufzugeben, doch ich habe stets so lange auf sie eingewirkt, daß sie weitermachen konnte. Sie hat es geschafft, sie hat sich als Frau durchgebissen, was gar nicht so einfach ist. Sie hätte Zeichen setzen können, und jetzt ist sie tot. Liegt kalt und starr in der verdammten Kunststoffwanne.« Er ballte die Rechte zur Faust. »Können Sie sich vorstellen, wie es in mir aussieht? Weshalb ich die Killerjagd zu einer persönlichen Sache machen werde?«

Jane gab die Antwort. »Das verstehen wir schon, Monsieur. Nur lassen Sie uns bitte daran teilhaben. Sie sprachen vorhin, von einem Lockvogel. Es war eine gute Sache. Wie wäre es denn, wenn Sie einen neuen einsetzen würden?«

Serge Adami starrte Jane an. Er hatte verstanden und nickte. »Sie wollen ihn spielen?«

»Ja.«

»Jane!« riefen Lady Sarah und ich wie aus einem Munde, doch sie wehrte unsere Bemerkung mit einer scharfen Handbewegung ab.

»Laßt mich!«

»Weshalb wollen Sie das tun?«

»Weil ich gerade mit dem Teufel auch noch eine persönliche Rechnung zu begleichen habe.«

Serge Adami steckte sich eine Zigarette ohne Filter zwischen die schmalen Lippen. Sein Assistent, der bisher nichts gesagt hatte, gab ihm Feuer. »Hört sich stur an, Mademoiselle… wie heißen Sie?«

»Jane Collins.«

»Gut, Mademoiselle Collins.« Serges Blick fiel auf Suko. »Über Sie weiß ich Bescheid.« Er sprach wieder mit Jane. »Ich finde Ihr Angebot bemerkenswert, nur wissen Sie nicht, was Sie sich damit angetan haben. Sie werden diesen Killer nicht stoppen können, auch wenn Sie noch eine Rechnung mit ihm oder dem Teufel zu begleichen haben. Vielleicht wird er an Ihnen auch kein Interesse zeigen.«

»Wie das?« wunderte sich Jane. »Sehe ich nicht gut genug aus?«

»Sie sehen phantastisch aus, Mademoiselle. Hervorragend, aber ich glaube trotzdem nicht, daß der Killer auf sie fliegen wird, denn sie stammen nicht aus diesem Viertel, nicht einmal aus Paris. Bisher hat er nur Frauen aus Montmartre umgebracht. Haben Sie das begriffen?« Er schaute uns dabei der Reihe nach an. »Wir müssen das Motiv in diesem Viertel suchen.«

»Ist das sehr schwierig?« fragte Suko.

»Es kommt darauf an.«

»Kennen Sie den Buckligen überhaupt?« erkundigte sich Lady Sarah. »Ich meine, ein Mensch wie er fällt leider auf.«

»Ja, der ist bekannt.«

»Und woher?«

»Nicht als Glöckner von Notre Dame. Er war so etwas wie ein Schmarotzer. Er lebte von dem, was ihm andere gaben. Ein beschissenes Leben. Ich hörte, daß er stets verachtet wurde. Besonders von Frauen, die sich über gewisse Qualitäten lustig machten. Er hat stets darunter gelitten, auch wenn er nicht öffentlich protestierte, aber man sah es ihm doch an, wie ich hörte.«

»Blieb ihm da nur der Kontakt zum Teufel?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht, keiner weiß etwas. Obwohl mich das wundern würde, denn er hat sich oft genug nahe der Kirche aufgehalten. Die weiße Basilika Sacre Coeur ist Ihnen allen ein Begriff?«

»Natürlich.«

»Dort ist seine nahe Heimat gewesen. Man hat ihn oft im Park an der

Kirche gesehen. Er hatte zudem die Aufgabe, ihn vom Abfall zu reinigen. Die Touristen benehmen sich manchmal wie Schweine. Sie werfen viele Dinge weg. Die Bezahlung war natürlich mies. Davon konnte er kaum leben, deshalb bettelte er auch.«

»Wo hat er gewohnt?« fragte ich.

Serge Adami winkte ab. »Gewohnt ist nicht der richtige Ausdruck. Er hat gehaust. Seine Bude war ein alter, feuchter Keller. Mehr ein Rattenloch und nichts anderes.«

»Das jetzt leersteht, wie ich annehme?«

»Genau, Sinclair. Er ist nie mehr dorthin zurückgekehrt.«

»Ist es wieder bewohnt?« fragte Jane.

»Wieso? Wollen Sie darin einziehen?«

»Zur Not.«

»Das erlaube ich nicht!« rief Sarah Goldwyn.

Adami grinste. »Richtig. Würde ich auch nicht. Eine neue Wohnung haben wir nicht finden können. Wahrscheinlich treibt er sich seit einem Jahr nur auf der Straße herum oder haust in irgendwelchen Kellern oder Kanälen.«

»Haben Razzien etwas gebracht?« wollte Suko wissen.

»Ja, manch schräge Type ist uns ins Netz gegangen. Nur eben der Killer nicht. Ich warte nur auf einen strengen Winter. Dann wird er sterben, umkommen, erfrieren, was weiß ich.«

»Keinen voreiligen Optimismus«, warnte ich ihn. »Nicht jemand, den der Satan beschützt. Der braucht keine Nahrung, keine Kleidung, der ist kein Mensch mehr.«

»Da wären wir wieder beim Zombie.« Die Bemerkung klang spöttisch.

»Genau.«

»Ich kann nicht daran glauben.«

»Sie wollen es nicht!« hielt ich ihm vor.

»Vielleicht. Ich kenne diese Geschöpfe nur vom Hörensagen. Ich habe auch nie das Verlangen gespürt, mir diese Filme anzuschauen, ich…«

»Bitte, meine Herren«, mischte sich Lady Sarah ein. »Lassen wir die Diskussion doch nicht zerfließen! Gibt es wirklich keinen Anhaltspunkt für Sie?«

»Nein, nicht mehr.«

»Hatte dieser Bucklige keine Vertrauten? Jeder Mensch besitzt irgend jemanden, der zu ihm steht. Gerade bei den Leuten, die nicht zur offiziellen Gesellschaft gehören, tritt so etwas wie eine Verbundenheit untereinander auf.«

Serge winkte ab. »Ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Natürlich haben wir uns umgehört. Daß der Bucklige ein Killer war, haben uns Zeugen bestätigt. Sie sahen zwar nicht die Taten, aber er fiel ihnen kurz vorher auf. Das brachte aber nichts. Wir beschäftigten uns mit dem Umkreis des Buckligen. Es gab oder es gibt tatsächlich eine

Person, die ihn näher kannte. Cilly, die alte Hure.«

»Wie bitte?«

»Cilly ist eine abgetakelte Nutte, wie man so sagt. Sie hat ihre besten Zeiten längst hinter sich und lebt in einer kleinen Wohnung in einem bestimmten Haus.«

»Im Puff also?«

Lady Sarah hatte die Frage gestellt. Das Wort Puff aus ihrem Mund zu hören, nötigte mir ein leichtes Grinsen ab.

»Stimmt.«

»Was weiß Cilly?«

»Nicht viel. Oder sie will nichts sagen.«

»Haben Sie ihr auf den Zahn gefühlt?«

»Mehrmals. Sie sagte nur, daß ich verschwinden sollte. Sie wollte mit Killern nichts zu tun haben. Cilly gehört ebenfalls zu den Ausgestoßenen. Sie ist eine Person, die ich leider… na ja, Sie wissen schon. Ich war früher mal bei der Sitte. Sie und ich gehören nicht zu den besten Freunden.«

»Aber Cilly gibt es noch?«

»Natürlich.«

»Und sie lebt in diesem Bordell?« hakte Jane Collins weiter nach.

»Ja. Da spielt sie eine Art Hausmeisterin, Concierge, wie Sie sicherlich wissen.«

»Vermietet sie Zimmer?« fragte Jane.

»Bestimmt.«

»Du willst doch nicht etwa…?« mischte sich Sarah Goldwyn ein.

»Nein, Jane, das kannst du nicht.«

»Was kann ich nicht?«

»Du weißt schon.«

Serge Adami schaute auf seine Uhr. »Ich habe nicht mehr viel Zeit. Wie geht es weiter? Was wollen Sie machen? In Montmartre Patrouille laufen?«

»Bestimmt nicht.«

»Was dann?«

Ich lächelte ihn an. »Darf ich ehrlich zu Ihnen sein?«

»Darum bitte ich sogar.«

»Wir wissen es noch nicht.«

Serge Adami stand auf. Sehr hektisch, fast wäre der Stuhl noch gekippt. Auch der Assi sprang hoch. »Ich weiß, Sie haben Rückendeckung von oben. Das allein gibt Ihnen noch keinen Freibrief. Sie sind fremd in Montmartre, wir nicht.«

»Klar.« Suko übernahm die Antwort. »Allerdings gibt es auch Menschen, die man als betriebsblind bezeichnen kann. Ich will nicht behaupten, daß gerade Sie zu den Menschen gehören, aber…«

»Wir sehen uns noch!« Serge Adami war sauer. Er hatte Suko

unterbrochen und verschwand mit eiligen Schritten aus dem Restaurant.

»Den hast du verscheucht, Suko.«

»Na und? Ich bin selten so unhöflich von einem Kollegen behandelt worden. Oder siehst du das anders, John?«

»Bestimmt nicht.«

Jane Collins klatschte in die Hände. »Jetzt möchte ich wirklich wissen, wie es weitergehen soll?«

Suko rückte mit einem Vorschlag heraus. »Wie wäre es denn, wenn wir uns die Umgebung von Sacre Coeur anschauen?«

Jane lachte. »Du willst doch keinen Zombie und Günstling des Teufels in einer Kirche finden?«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich in die Kirche hineinwill. Sie steht in einem Park, den er sicherlich auch kennt.«

Ich lachte leise. »Nur glaube ich, daß er sich tagsüber versteckt halten wird.«

»Dann bleibt nur Cilly«, meinte Jane.

Wir starrten sie an. »Du willst tatsächlich zu ihr?« fragten Suko und ich wie aus einem Munde.

»Klar.«

»Als was denn? Möchtest du dir ein Zimmer mieten?«

»Wenn eins frei ist.«

»Nein, das erlaube ich nicht!« mischte sich Lady Sarah ein. »Das ist zu gefährlich. Außerdem nimmt dir niemand das leichte Mädchen ab. Nicht, wie du aussiehst.«

Jane lächelte maliziös. »Ich werde gleich gehen und mir in einer Boutique andere Kleidung kaufen. Ihr werdet euch wundern. Wenn ich kein Zimmer bekomme, kann ich wenigstens unbefangen mit Cilly reden. Das ist auch etwas wert.«

»Dir wird sie etwas sagen?«

Jane hob die Schultern. »Genau weiß das niemand. Ich hoffe es wenigstens. Winzige Hinweise genügen ja. Außerdem dürft ihr nicht vergessen, daß ich mich wehren kann. Ich besitze nicht nur meine alte Astra-Pistole, sondern noch etwas aus der Vergangenheit.«

»Du glaubst an deine Hexenkräfte?«

»John«, sie spitzte die Lippen. »Daran glaube ich nicht nur, das spüre ich.«

Wenn Jane sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnten wir es ihr nicht ausreden. Mir aber war noch etwas anderes eingefallen. Ich wandte mich an Sarah Goldwyn. »Sag mal, du wolltest vorhin sagen, was du auf dem Friedhof gesucht hast.«

»Ach?« Sie hob die Augenbrauen. »Wollte ich das tatsächlich?«

»Und wie!« stand Suko mir bei.

»Ein Grab.«

»Schön. Und wer liegt dort begraben?«

Sie gab sich vor der Antwort etwas verlegen. »Da ist ein Templer beerdigt worden.«

Ich saß starr.

»Überrascht, John?«

»Das kann man wohl sagen.«

Auch die Gesichter meiner Begleiter zeigten den gleichen Ausdruck. Selbst Jane waren die Ausführungen der Sarah Goldwyn neu.

»Deshalb also bist du nach Paris gefahren?« fragte Suko.

»Ja.«

»Also«, faßte ich zusammen. »Wer liegt dort begraben?«

»Das möchte ich ja feststellen.«

Diesmal glaubte ich ihr nicht. Sie verschwieg uns ihren wahren Namen. Irgendwie hatte ich das im Gefühl. Aber ich wollte nicht weiter in sie drängen und resümierte. »Wenn wir schon einmal hier sind, können wir uns auch auf dem Friedhof umschauen. Ich glaube kaum, daß der Killer bei Tageslicht zuschlagen wird. Wir gehen gemeinsam zu diesem Grab, Sarah. Oder hast du etwas dagegen?«

Sie hatte etwas, nur sagte sie das nicht, sondern schaute zu Boden und nickte dabei.

Ich erhob mich.

»Was ist mit Jane?« fragte Sarah.

»Wolltest du dir nicht in einer Boutique neue Kleidung besorgen?« fragte ich und grinste.

»Klar, John, klar.« Sie nickte mir zu und ging an uns vorbei. »Heute abend treffen wir uns hier, falls ich dazu komme.«

»Denk daran, Jane. Nicht jede hat das Glück wie Irma La Douce. Manchmal kann ein derartiges Versteckspiel auch ins Auge gehen.«

»Danke für den Rat.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte Lady Sarah. »Das gefällt mir überhaupt nicht. Die ist viel zu aktiv, zu aufbrausend. In den letzten Wochen ist sie kaum zu halten.«

»Du hast schuld«, warf ich der Horror-Oma vor. »Du hättest sie nicht anzurufen brauchen.«

»Stimmt. Ich war dumm.«

Suko sah es gelassener. »Da wir es nicht ändern können, müssen wir uns eben damit abfinden.«

Ich blickte auf die Uhr. Der Nachmittag war angebrochen. »Los, lassen wir uns hinfahren. Ich möchte das Grab noch vor der Dunkelheit sehen.«

Dagegen hatten weder Lady Sarah noch Suko etwas. Nur die Horror-Oma zog ein Gesicht wie jemand, der ein verdammt schlechtes Gewissen hat…

***

Morgens war nie etwas, los, gegen Mittag nur selten, aber am Abend begann der Betrieb.

Deshalb nutzte Cilly die Zeit, wo das Geschäft als tote Hose bezeichnet werden konnte, auch für ein Schläfchen. Sie lebte und schlief in einem Zimmer im Souterrain des Hauses. Hier war ihre kleine Welt, hier hatte sie das sagen, und jedes Mädchen mußte mit seinem Freier an ihr vorbei.

Das heißt, die beiden passierten ein Fenster, das Cilly hochschieben konnte.

Der Freier entrichtete seinen Obulus an die Hausmeisterin, sein Mädchen bekam erst dann den Schlüssel, wobei sie anschließend die schmale Treppe hochgingen, dem roten Licht entgegen, das angemalte Glühbirnen auf den alten Blümchentapeten verteilten, wobei sie zudem die feuchten Flecken verdeckten.

Alles in dem Haus war feucht, manchmal sogar verschimmelt und abbruchreif.

Zur Wohnung der Concierge gehörte noch ein zweiter Raum.

Nicht größer als eine Kammer. Er war angebaut worden und ragte wie ein riesiges Kantholz in den schmutzigen Hinterhof hinein.

Der Raum – mehr ein Verschlag – beherbergte eine Toilette und eine Dusche. Die Leitungen liefen nicht unter Putz. So kam es vor, daß sie bei starkem Frost auch mal zufroren.

Cilly hockte zumeist in einem alten Korbsessel vor dem Fenster.

Auf die Sitzfläche hatte sie drei Kissen gelegt, um einen besseren Überblick zu haben.

An diesem Nachmittag jedoch, wo auch wegen des kalten Wetters wieder nichts los war, lag sie breit auf der alten Couch. Unter ihrem Gewicht knarrten die Sprungfedern der durchgelegenen Couch.

Cilly schlief und war trotzdem wach. Sie nannte diesen Zustand sich wachschlafen. Das heißt, sie hörte alles, was draußen im Flur ablief. Jeden Schritt, jedes Geräusch, und sie unterteilte die Laute in zwei Kategorien. In bekannte und unbekannte.

Die Mädchen erkannte sie allein am Schritt. Sie brauchte nur den Klang zu hören, um zu wissen, ob Janine, Lucienne, Morgot, Helen oder Zita kamen oder gingen.

Das regte sie nicht auf, da schlief sie weiter. Sie wurde nur wach, wenn die Mädchen einen Begleiter bei sich hatten. Dann stand sie auf und kassierte.

An diesem Nachmittag passierte nichts. Es war so ruhig wie der gesamte Stadtteil in diesem Dezember. Das allerdings täuschte. Cilly wußte genau, daß es unter der Oberfläche und hinter den Fassaden brodelte. Ein sechster Mord war geschehen; diesmal hatte es eine junge Polizistin erwischt. Mädchen, die bei ihr abstiegen, hatten mehr Angst als Vaterlandsliebe. Zum Glück wußte man, wer der Killer war.

Quasimodo, der Bucklige. Ein Krüppel, der stets verlacht worden war, so wie Cilly. Die beiden hatten sich vor zwei Jahren mal zusammengetan und sich gegenseitig ausgeheult. Daß Quasimodo allerdings zu einem mehrfachen Mörder werden würde, damit hatte Cilly selbst in ihren kühnsten Träumen nicht gerechnet.

Und er war einfach nicht zu fassen. Die Bullen liefen Amok. Sie suchten, sie schnüffelten, doch sie rochen immer dort, wo es gerade leer war.

Cilly lag auf dem Rücken. Ihre Arme hatte sie über der Brust verschränkt, die Hände auf dem Bauch zusammengelegt. Über ihre breiten Lippen huschte ein Lächeln. Die Augen hielt sie geschlossen, wahrscheinlich träumte sie auch, doch der selige Ausdruck verschwand von einem Moment zum anderen von ihrem Gesicht, als sie das Geräusch hörte.

Es waren keine fremden Schritte. Da kam überhaupt niemand durch den Flur, denn das Geräusch, es hatte sich angehört wie ein Kratzen, war an der Tür zum Anbau erklungen.

Mochte dieses Vogelnest, wie Cilly es bezeichnete, auch noch so klein sein, es besaß zwei Türen.

Eine, die zur Wohnung hinwies und die zweite, durch die jemand in den Hof gehen konnte.

Letztere war stets abgeschlossen. Man hätte sie schon aufbrechen müssen, doch Cilly, die Vorsichtige, hatte sie durch schwere, quer geschlagene Bretter verstärkt.

Sie richtete sich auf.

Genau da öffnete sich die zweite Tür, und jemand, der einen Nachschlüssel in der rechten Hand hochhielt, betrat das kleine Zimmer.

Es war der Killer!

Cilly wollte schreien, überlegte es sich anders, ein saugender Atemzug produzierte bei ihr einen keuchenden Laut, der über ihre Lippen drang und im Raum verklang.

»Keine Angst, Cilly, keine Angst!« flüsterte Quasimodo. »Wir sind doch immer Freunde gewesen.«

Cilly richtete sich auf. Bei ihrer Masse war das nicht mal so einfach. Sie schaute zu, wie der Bucklige die Tür schloß und den Schlüssel auf den Holztisch legte.

Er hatte sich günstig hingestellt. Wer draußen durch das Flurfenster schaute, würde ihn nicht sehen können, aber es kam sowieso niemand. Die beiden waren allein.

Cilly hatte mit Bluthochdruck zu tun. Sie spürte, wie ihr Herz rascher klopfte und ihr auch das Blut ins Gesicht stieg. Sie hatte Mühe, eine Frage zu stellen. »Willst du mich auch töten, Quasimodo? Bist du deshalb zu mir gekommen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Cilly, du doch nicht.«

Sie schaute ihren unheimlichen Besucher an. Eigentlich sah er aus wie immer. Sie kannte ihn nur in dieser alten, schon zerlumpten Kleidung. Die graue Hose, das fleckige Hemd, das irgendwann einmal weiß gewesen sein mußte. Eine alte Jacke trug er ebenfalls. Sie besaß nur einen normalen Ärmel, der linke hing als Fetzen von der Schulter herab.

Sein Gesicht hatte sich verändert. Braungebrannt war er nie gewesen. Das gab es auch bei Menschen, die nur wenig im Freien lebten, nicht. Aber diese Bleichheit, die er zur Schau trug, für die gab es kaum einen Vergleich. Ein schmutziges Weiß, zu vergleichen mit einer Leichenfarbe. Die Haare stachen als grauer Wirrwarr davon ab.

Seine Ohren wuchsen wie große Lappen an den Seiten des Kopfes, die Lippen erinnerten an graues, poröses Gummi.

Er drückte sich auf einen vierbeinigen Schemel ohne Rückenlehne und ließ seinen Blick nicht von Cilly.

Die saß auf dem Bett, atmete heftig und hielt beide Hände auf ihren Busen gepreßt. Der Bucklige ließ sie in Ruhe. Sein verwachsener Körperteil stach wie ein Berg ab und zeichnete auch einen Schatten auf den Boden.

»Ich habe von dir noch immer keine Antwort bekommen. Was willst du bei mir?«

»Dich besuchen.«

»Aber du hast getötet!«

Seine Augen veränderten sich. Sie nahmen einen fast staunenden Ausdruck an. »Na und?«

»Wie na und?«

»Ist das schlimm?«

»Ja.«

»Nein, Cilly, es ist nicht schlimm. Es ist überhaupt nicht schlimm. Ich mußte es tun. Ich werde mir auch andere holen, das kann ich dir versprechen. Erinnere dich an unsere Zeiten, als wir in den Kellern zusammenhockten und die über uns fluchten. Wir hätten sie am liebsten zersägt, so sehr haben wir sie gehaßt. Man hat dich einfach auf die Straße geworfen; als Nutte warst du zu alt, aber du hast dich gefangen, das stimmt. Besser hätte es nicht laufen können. Ich habe mich auch gefangen, ich habe mein Versprechen, das wir uns früher gaben, eingelöst.« Er nickte ihr zu. »Sechs sind tot.«

»Ja, ja«, hauchte Cilly. »Ich hörte davon. Die letzte war eine Polizistin.«

»Ein Lockvogel.« Er grinste und rieb seine Hände. Die Haut war trocken und produzierte schabende Geräusche.

»Jetzt werden sie dich in die Enge treiben, Quasimodo. Du hast keine Chance mehr.«

»Tatsächlich nicht?«

»Ich kenne die Bullen.«

»Ich ebenfalls.«

»Na und? Dann müßtest du vernünftig sein. Ich gebe dir einen Rat, Quasimodo: Hau ab! Verschwinde aus Paris! Ich werde dich nicht verraten, aber hau ab!«

»Das werde ich nicht.«

»Dann gebe ich dir höchstens noch drei Tage.«

»Und ich gebe mir eine Ewigkeit!«

Nach dieser Antwort schwieg Cilly. Sie hatte sie zwar verstanden, aber nicht begriffen. »Was meinst du damit?«

»Hast du schon mal einen Toten getötet?«

»Unsinn. Was redest du da?«

»Die Wahrheit. Vor dir steht jemand, der zwar aussieht wie ein Mensch, der aber trotzdem keiner ist. Ich bin ein Toter, der lebt. Du kannst auch Zombie sagen. Der Teufel hat seinen schützenden Schirm um mich gelegt. Ich bin zu einem Günstling der Hölle geworden. Ist das nicht herrlich für mich?«

Sie verzog die Lippen. »Das… das soll ich dir wirklich glauben?«

»Ja, selbst die Bullen müssen es.«

»Wieso?«

Er beugte sich vor und öffnete sein Hemd. Es war einfach. Er klappte nur die beiden Hälften zur Seite. »Schau dir meine Brust an, Cilly. Siehst du die Naht?«

»Ja.« Sie blickte durch ihre Brille, die sie aus der Kugeltasche geholt hatte. »Sieht aus, als hätten dich dort Kugeln getroffen und wären nicht durchgedrungen.«

»Das waren auch Kugeln, Cilly.«

Sie saß da und glotzte ihn an. Verlegen strich sie durch das gefärbte Haar. »Was hast du da gesagt? Das sollen Kugeln gewesen sein?«

»Die Bullen schossen aus Schnellfeuergewehren auf mich.«

Cilly lachte. »Wenn das so ist, hättest du längst tot und verscharrt sein müssen.«

Seine Augen bekamen einen türkisfarbenen Schimmer, als würde hinter ihnen Feuer brennen. »Ich sagte dir schon, daß ich längst tot bin. Der Teufel hat mich wieder zum Leben erweckt. Mich, den Selbstmörder. Ich habe mich von der Kirche stürzen wollen. Auf dem Weg nach unten trat er mit mir in Kontakt.« Cilly bekam in den nächsten Minuten eine Geschichte zu hören, die sie einfach nicht glauben konnte. Das Gegenteil zu beweisen, war ihr ebenfalls nicht möglich.

Sie zwinkerte einige Male mit den Augen, schlug auf ihre breiten Schenkel, räusperte sich, hob die Schultern und suchte vergebens nach passenden Worten.

»Was ist denn, Cilly?«
»Das glaube ich nicht.«
»Du willst Beweise?«
»Nein – ja.«
Er stand auf, war etwas unsicher auf den Beinen, ging zum alten Küchenschrank, zog die mittlere Schublade auf, griff hinein und holte ein Küchenmesser hervor. »Du wolltest Beweise, Cilly. Gut, ich werde sie dir geben.«
»Was hast du vor?«
»Das wirst du sehen. Gib genau acht?«
Cilly verlor zwar nicht gerade die Nerven, wünschte sich jedoch, ohnmächtig zu werden, als sie das Grauenvolle mit ansehen mußte.
Der Bucklige tötete sich selbst. Er stach mehrere Male zu, aber es passierte nichts. Aus den tiefen Wunden rann kaum Blut, denn sie schlossen sich rasch wieder. Nur Flecken – rötlich und blau schimmernd – blieben auf seinem Körper zurück.
Als wäre nichts passiert, legte er das Messer wieder in die Schublade und rammte sie zu.
Cilly saß da, wie vom Donner gerührt, und wischte über ihre Augen. Sie konnte es einfach nicht fassen, daß jemand zu so etwas Schrecklichem fähig war.
Ohne daß sie es wollte, rannen Tränen über ihre Wangen. Die Lippen zuckten, die Kehle saß zu, der Bucklige aber lächelte. »Soll ich es dir noch einmal vorführen, Cilly?«
»Nein, laß es bitte.«
»Schade, denn ich habe das Gefühl, daß du mir noch immer nicht glaubst. Es stimmt, ich stehe unter dem Schutz des Teufels, und wir beide haben Großes vor.«
»So?« hauchte Cilly. »Großes?«
»Ja, wir beide.« Er lachte leise und kichernd. »Das heißt, ich habe es mir anders überlegt. Ich erinnerte mich an dich, denn du hast damals stets zu mir gehalten, wo mich alle anderen verdammten, verlachten und sogar bespuckten.«
»Was hat das jetzt noch für eine Bedeutung?« stotterte sie.
»Eine sehr große sogar. Ich werde gewisse Dinge regeln müssen und möchte, daß du dabei bist. Wir beide werden sehr bald schon über Montmartre herrschen.«
Cilly lachte. Allerdings nur kurz. Sie sah das verzerrte Gesicht des Besuchers und hielt den Mund.
»Du mußt mir glauben. Wir werden über Montmartre herrschen. Hier blühen viele Dinge im verborgenen, über die ich früher auch nicht Bescheid wußte. Erst der Satan hat mich eingeweiht.«
»So – wo denn?«
»Ganz einfach. Du brauchst nicht weit zu gehen. Geheimnisvolle

Gräber auf dem Friedhof werden uns wie magisch anziehen. Sie sind ungemein wichtig, denn auf dem alten Totenacker begegnen sich die Vergangenheit und die Zukunft.«

»Das verstehe ich nicht.«

Er winkte scharf ab. »Ist auch nicht nötig, Cilly. Es zählt nur, daß ich es begreife.«

»Und deine Taten? Die schrecklichen Morde? Ich habe die meisten Mädchen gekannt. Ich habe um sie geweint. Soll das alles vorbei sein? Soll ich dich als Mörder akzeptieren?«

Sein Mund zeigte plötzlich einen grimmigen Ausdruck. »Du hast um sie geweint? Um diese Huren, die mich ausgelacht haben? Wie konntest du Tränen vergießen?«

»Es war damals anders.«

»Nein, Cilly, es war nicht anders. Ich will dir noch etwas sagen. Du hast mich gesehen, du kennst mein Geheimnis.«

»Na und?«

»Du bist ein Mitwisser.«

Cilly war lange genug im Geschäft, um sich auszukennen. Als Dirne hatte sie oft genug mit Ganoven zu tun gehabt. Zuhälter und andere Verbrecher hatten sich die Klinke in die Hand gegeben. Cilly wußte also, wie der Hase lief.

»Bon, ich habe verstanden. Ich bin also eine Zeugin. Du hast mich eingeweiht, und mir bleibt nichts übrig, als dir die Treue zu halten und dich nicht zu verraten.«

»So ist es.«

Sie räusperte sich. »Was soll ich tun?«

»Zunächst nichts. Es muß alles so weitergehen. Du darfst mit jedem Kunden und jedem Mädchen sprechen, das dein Haus betritt. Du darfst nur keinem sagen, wer dort in deinem kleinen Anbau hockt und lauert. Haben wir uns verstanden?«

»So ist das. Du willst bei mir bleiben.«

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Sechs reichen nicht. Ich möchte in dieser Nacht mein siebtes Opfer haben. Es ist wichtig.«

»Für dich?«

»Auch. Aber mehr noch für den Satan, der mir seinen großen Schutz gewährt.«

»Sieben!« flüsterte Cilly. »Ich habe zwar keine Ahnung, aber es ist eine magische Zahl.«

»Stimmt genau.«

»Was ist, wenn diese sieben Opfer erreicht sind?«

»Dann, meine liebe Cilly, wird sich einiges auf dem Friedhof von Montmartre verändern.«

Die Frau senkte den Kopf und dachte nach. Sie wollte nicht, daß ihr der Bucklige ins Gesicht schauen konnte, weil sie Angst davor hatte, daß er Gedanken las. Eines stand fest. Wenn sie ihn verriet, würde sie selbst das siebte Opfer sein.

»Weshalb denkst du nach?« fragte er.

Sie hob die Schultern, die an den Enden aussahen wie Ringe. »Einfach nur so.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Was sollte ich…?«

Er stand auf. Sie wunderte sich über seine Schnelligkeit, mit der er plötzlich vor ihr stand. Ihre Arme bekam sie nicht schnell genug als Deckung hoch, als er die Handflächen um ihre Wangen legte. Sie waren so kalt, als hätte er sie mit Eis eingerieben.

Aus unmittelbarer Nähe nahm sie dann auch seinen Geruch auf.

Es war ein Geruch, den man eigentlich nicht auf den Straßen antraf.

Eher unter der Erde, in den engen Kanälen, wo das Wasser durch die Rinnen gurgelte und die Ratten es sich gemütlich machten.

Wieder leuchteten seine Augen in der unnatürlichen Farbe. »Nie darfst du mich verraten«, flüsterte er. »Niemals, verstehst du? Wenn du das auch nur vorhast, lege ich dich auf die Streckbank oder unter die Säge. Hast du gehört?«

Sie nickte und berührte dabei mit ihrer Stirn seinen Kopf.

»Ich hoffe, daß du alles behalten hast. Vielleicht werden die Bullen wieder erscheinen…«

»Sie waren schon da!« hauchte sie.

»Und?«

»Nun ja, ich konnte ihnen nichts sagen. Dieser Serge ist ein Schwein. Er hatte mich schlagen wollen.«

»Tat er es denn?«

»Nein. Zu viele Zeugen, verstehst du? Aber allein möchte ich dem nicht gegenüberstehen.«

»Ich hole ihn mir!« keuchte der Bucklige und ließ Cilly los. »Keine Sorge, er ist noch an der Reihe.« Er zog sich wieder zurück, nahm aber nicht auf dem Schemel Platz, sondern schlich auf die Tür zu, die in das kleine Bad führte.

»Ich warte hier«, sagte er.

Cilly nickte nur. Ihr Nervenkostüm flatterte wie altes Laub im Sturm…

***

Die Verkäuferin war kleiner als Jane, schwarzgelockt, trug Netzstrümpfe, knallrote Schuhe mit Bleistiftabsätzen und einen roten Minirock, dessen Stoff in mehreren Falten übereinanderlag. Ihr Pullover war eng, vorn kaum ausgebeult, dafür stachen am Rücken die

Knochen so weit hervor, daß man hätte eine Jacke daranhängen können.

Aus ihren großen, sehr dunkel umrandeten Augen schaute sie die neue Kundin an.

»Sie wünschen, Madame?«

Jane Collins lächelte. »Ich möchte mich nur ein wenig umschauen, wenn Sie erlauben.«

»Bitte.«

Jane trat tiefer in den Schlauch hinein. Die Mieten waren teuer, deshalb wurde am Platz gespart. Rechts und links der Wände lagen oder hingen Kleidungsstücke in schwarzen Lackregalen. Die Spotlights an der Stangen unter der Decke strahlten die ausgestellten Dinge an.

»Suchen Sie etwas Bestimmtes?« fragte die Verkäuferin, die Jane gefolgt war.

Sie hob die Schultern, bevor sie sich umdrehte. »Mir gefällt an sich das, was Sie da tragen. Haben Sie es hier erworben?«

»Sicher.«

»Könnte ich eventuell das gleiche oder etwas Ähnliches davon bekommen.«

Die Kleine mit den gelb gegelten Haarsträhnen hob die Knochenschultern. Von ihren Ohren baumelte glitzernder Modeschmuck in Form silbriger Nashörner. »Wenn Sie möchten.« Sie tastete Jane mit Blicken ab. »Ich weiß nur nicht, ob wir es in Ihrer Größe haben.«

»Es kann ruhig etwas knapper sitzen«, sagte Jane.

»Oh, verstehe.«

Sie öffnete eine Regaltür und kramte dort herum. Schon bald hatte sie etwas Ähnliches gefunden, breitete es aus und schaute zu, wie Jane die Kleidung prüfend musterte.

»Das könnte passen.«

»Probieren Sie es an, Madame.«

Jane streifte ihren Kaschmirmantel ab und verschwand in einer Umkleidekabine. Sie hatte sich zusätzlich noch für kniehohe, schwarze Stiefel entschieden, die derart eng saßen, daß sie Mühe hatte, hineinzukommen.

Der Rock war arg kurz, für den Winter zu kalt, aber Jane wollte ihren Mantel anziehen. Die schwarzen Netzstrümpfe zeigten noch eine Applikation: Weiße Herzen verteilten sich auf den Beinen. Zum schwarzen Rock nahm sie einen Pullover von violetter Farbe. Als sie die Umkleidekabine verließ, stand die Verkäuferin rauchend da und nickte überrascht. »Sie sehen ja astrein aus.«

»Finden Sie?«

»Klar. Bis auf die Haare.«

»Wieso?«

»Na ja, die müßten etwas wilder sein. Frecher oder so. Vielleicht gegelt.«

»Können Sie das machen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Es wird Ihr Schaden nicht sein.«

»Okay, kommen Sie mit nach hinten.«

Dort befand sich ein Tisch. Dahinter wuchs ein kippbarer Standspiegel hoch.

Jane fand sich komisch, mußte sich ein Lachen verbeißen, hoffte jedoch, in dieser Aufmachung den Effekt erzielen zu können, den sie sich vorgenommen hatte.

Die Verkäuferin beschäftigte sich mit Janes Haaren und verkaufte ihr noch billigen Modeschmuck, mit dem sich die Detektivin behängte. Dann reichte sie ihr die Rechnung.

Jane zahlte und legte noch ein dickes Trinkgeld hinzu.

»Ho, danke, sehr großzügig.«

»Dafür müssen Sie mir auch noch eine Frage beantworten.«

»Gern.«

»Wo finde ich Cilly? Vielmehr das Haus, in dem sie lebt?«

»Ach so.« Die Verkäuferin lachte. »Deshalb die Kleidung. Tagsüber die elegante Frau, nachts die Hure.«

Jane hatte Mühe, nicht rot zu werden. »So ähnlich. Aber jeder sollte sich ausleben.«

»Sie brauchen nicht weit zu gehen.« Mit dürren Worten bekam Jane den Weg beschrieben.

»Ich danke Ihnen. Noch eine Sache. Würden Sie meine Kleidung bis auf den Mantel so lange für mich in Verwahrung nehmen?«

»Mach' ich glatt.«

»Gut.« Jane ging zum Ausgang. »Dann bis morgen.«

»Ja, machen Sie's gut, Madame.« Kopfschüttelnd schaute das Boutique-Häschen Jane Collins nach, die sich vor der Tür den weit geschwungenen Kaschmirmantel überstreifte und sich so vor der Kälte schützte.

Es war windig geworden. Montmartre lag auf einem Hügel. Der Wind blies durch die engen Gassen und wirbelte Staub auf.

Ihr Herz schlug schon schneller, das mußte Jane zugeben. Sie spürte auch einen komischen Geschmack in der Kehle. Hinzu kam die fremde Umgebung. In London kannte sie sich aus, in der Metropole Paris so gut wie nicht.

Zwar lag der Abend nicht über der Stadt, trotzdem flimmerten schon an vielen Fassaden Lichter. An den kleinen Bars, den Bistros und Cafés. Hin und wieder gab ein künstlicher Weihnachtsbaum seinen bunten Schein ab, der sich mit dem hellen Licht auf der Straße vermischte.

Eine allein gehende Frau erregte automatisch mehr Aufmerksamkeit. Die Blicke der Männer zirkelten in ihr Gesicht und glitten auch über ihren Körper, wobei von ihm nicht viel zu sehen war, denn der Mantel verdeckte ihn.

Die Straße stieg an. Das Pflaster bestand aus Kopfsteinen, den sogenannten Katzenköpfen und fehlte an einigen Stellen völlig. Es sah aus wie herausgerissen.

Laternen gaben ihren müden Schein ab. Musik wehte in die Dämmerung hinein, unterlegt vom Klang zahlreicher Stimmen, denn bei vielen Lokalen standen die Türen offen, weil sich die Gäste in den oft überheizten Räumen nicht wohl fühlten.

Das Haus lag auf der linken Seite. Rotes Licht kletterte an der Fassade hoch wie ein Pinselstrich, der nach oben hin immer dünner wurde. Zahlreiche schmale Fenster zeugten von ebenso vielen Zimmern. Wenn die alle belegt waren, mußte der Laden gut laufen.

Aus einem seitlichen Fenster im Erdgeschoß drang Licht. Es fiel auch auf die schmale Treppe, deren zwei Stufen in die Tiefe führten.

Jane rechnete damit, daß hinter dem Fenster die Concierge saß, eben Cilly.

Bisher war sie relativ zielstrebig gegangen. Nicht daß sie der Mut verlassen hätte, ein unangenehmes Gefühl beschlich sie trotzdem, und sie zog trotz des wärmenden Mantels fröstelnd ihre Schultern in die Höhe. Die letzten Schritte fielen ihr am schwersten. Zum Glück wollte vor ihr ein Pärchen das Haus betreten.

Sie war Mulattin, der Mann schon älter und Amerikaner. An seiner Aussprache hörte man es schon. Die Mulattin im Lackledermantel zog ihren Kunden auf das Haus zu.

»Jetzt stell dich nicht so an, Süßer. Dir wird schon nichts abgerissen.« Der sichtlich angetrunkene Mann folgte ihr etwas unfreiwillig und wäre fast über die Schwelle gestolpert.

Jane stellte sich für einen Moment auf die andere Straßenseite und konnte durch die offene Tür in den Hausflur schauen. Cilly entdeckte sie nicht, dafür eine Hand, die aus dem offenen Fenster ragte und der Mulattin etwas Glänzendes zwischen die Finger drückte. Jane nahm an, daß es sich dabei um einen Schlüssel handelte.

Sie und der Kunde verschwanden wenig später nach oben. Sie tauchten hinein in das rote Glühbirnenlicht der Treppe und verschwanden um den ersten Absatz.

Jane zögerte nicht mehr länger. Sie hoffte, genau die richtige Gangart getroffen zu haben, als sie die Straße überquerte. Nicht zu schnell, etwas wiegend und mit einem bestimmten Lächeln auf den Lippen. Die Steine sahen sehr ausgetreten aus, besaßen Flecken, die im Lichtschein zerfaserten.

Das Kribbeln auf dem Rücken verstärkte sich, als Jane das Haus

betrat. An der Fensterklappe wäre sie niemals vorbeigekommen.

Dahinter lauerte Cilly wie eine fette Kröte mit Argusaugen. Kaum hatte Jane das Haus betreten, sprach die Concierge sie schon an.

»Halt! Wer bist du?«

Jane holte tief Luft. Jetzt kam es darauf an, daß sie ihre Rolle perfekt spielte. Betont lässig drehte sie sich nach rechts und schaute in Cillys Gesicht.

Ein Gesicht, das sie an einen in die Breite gelaufenen Teig erinnerte. Stark geschminkt, damit es auch noch im hellen Licht der Lampe zur Wirkung kam. Der ebenfalls breite Mund besaß etwas Froschartiges, die Wangen sahen aus wie aufgeblasen und glänzten ebenso wie die zahlreichen rotgefärbten Locken auf dem Kopf der Frau, die sich dort wie kleine Würmer verteilten.

Cilly trug ein grünes Kuttelkleid mit einem viereckigen Ausschnitt, der mehr von ihren Brüsten zeigte als verbarg.

Jane hatte ihren Mantel geöffnet. Die sichtbar gewordene Kleidung mußte der Concierge signalisieren, welchem Job Jane Collins nachging, aber das Mißtrauen in den kleinen Augen blieb.

»Ich bin Jane.«

»Na und?«

Sie verzog die grell geschminkten Lippen. »Wieso na und? Ich will anschaffen.«

»Ach nein.«

»Ach ja.«

»Als Neue?«

»So ist es.«

»Du kommst nicht von hier?«

»Das hört man wohl. Aber ich möchte hier arbeiten. Ich brauche von dir ein Zimmer.«

Cilly schüttelte den Kopf. »Die sind alle belegt.«

»Das glaube ich nicht.«

Cilly wurde sauer. Sie baute sich wütend vor Jane auf. »Hör zu, Baby, wenn ich sage, daß alle Zimmer belegt sind, dann sind sie belegt.«

»Und die dunklen Scheiben.«

»Auch die.«

Jane räusperte sich, hob die Schultern und ließ eine Hand in der Manteltasche verschwinden. Mit einem Geldschein zwischen den Fingern winkte Jane Sekunden später.

Es war eine hohe Dollarnote, und Cilly bekam einen gierigen Ausdruck in die Augen.

»Immer noch kein Zimmer frei?« erkundigte sich Jane mit lockend sanfter Stimme.

»Weshalb bist du so scharf auf die Bude?« Cillys Stimme klang schon freundlicher.

»Kann ich dir sagen. Ich will die Nacht genießen. Ich will mal ausbrechen, verstehst du. Mal was anderes erleben, aufreißen und – na ja, du kennst das.«

»Möglich. Woher hast du meine Anschrift?«

»Man hört sich um. Dich kennt man hier. Die Spatzen pfeifen deine Anschrift von allen Dächern.«

Cilly leckte über ihre Lippen. Sie waren grün angemalt. Hundert Dollar waren viel Geld. In der Tat hatte sie noch einige Zimmer frei.

»Für wie viele Nächte soll es denn sein?«

»Die hundert Dollar für eine.«

»Ach, der Schein hat noch Geschwister.«

Jane beugte sich so weit vor, daß sie das süßliche Parfüm der Concierge riechen konnte. »Mehrere sogar.«

»Das ist ja interessant. Warte einen Moment.« Cilly drehte sich um.

Gar nicht so einfach bei ihren Massen. Sie brachte mindestens drei Zentner auf die Waage. »Ja«, sagte sie, »da habe ich noch einen freien Schlüssel.«

»Gut, wo liegt das Zimmer?«

»Günstig. Im ersten Stock.«

»Wunderbar.« Jane hielt der Frau ihre Handfläche hin.

Cilly aber schüttelte den Kopf. »Nein, Süße, zuerst die Kohle, dann der Schlüssel.«

»Okay.«

Geld und Schlüssel wechselten den Besitzer. »Noch etwas«, sagte Cilly. »Um vier Uhr morgens mache ich den Laden dicht. Dann wirfst du den letzten Kunden raus.«

»Klar doch.«

»Sonst noch was?« fragte Cilly, weil sie sah, daß Jane keine Anstalten traf, auf die Treppe zuzugehen. Sie zögerte und blickte auf die eingravierte Zimmernummer.

»Eine Kleinigkeit. Ich hörte von einigen Morden, die hier passiert sein sollen.«

»Das stimmt.«

»Kennt man den Killer schon?«

»Nein«, log Cilly.

»Dann hat man mich falsch unterrichtet.«

»Wieso das?«

»Man warnte mich vor einem Buckligen. Er soll die Frauen gekillt haben. Ich werde achtgeben.«

Cillys Augen bekamen einen kalten Glanz. »Das tu auch mal, Mädchen. Paß sehr genau auf.«

Jane winkte ihr noch einmal zu und steuerte endgültig die Treppe an. Sie hoffte, den Köder so breit wie möglich ausgelegt zu haben.

Jetzt kam es darauf an, ob Cilly reagierte und ob sie überhaupt etwas

wußte. Am Absatz schaute Jane zurück, sah die Concierge nicht mehr, denn die hatte sich zurückgezogen, den Kittel angehoben und war dabei, sich den Geldschein unter das Strumpfband zu klemmen.

Ein uraltes Versteck, immer noch wirkungsvoll.

Als sie wieder schaute, war Jane verschwunden. »Da stimmt was nicht«, flüsterte sie. »Die ist mir nicht geheuer.«

»Das meine ich auch!«

Cilly gab einen Schrei ab, als sie die Stimme hinter sich hörte. Der Bucklige schaute sie an, wartete bis sich Cilly gedreht hatte und bohrte den kalten Blick der Augen in ihr Gesicht.

»Du hast mich erschreckt.«

»Na und?«

Cilly schluckte. »Was willst du? Weshalb bist du aus der Bude gekommen? Es ist gefährlich, wenn man dich sieht…« Eine helle Frauenstimme ertönte von draußen. Wenig später erschien ein Pärchen.

Der Bucklige tauchte weg und erschien erst wieder, als die beiden verschwunden waren.

»Da hast du es.«

»Bin ich gesehen worden?«

»Das nicht, aber…«

»Hör auf, Cilly! Ich habe die Regie übernommen, ist das klar?«

Sie brauchte nur in seine Augen zu sehen, hob die Schultern, dann nickte sie. »Geht in Ordnung.«

»Wunderbar.« Er räusperte sich die Kehle frei. »Ich will nichts weiter von dir als eine kleine Auskunft. Du hast eine Neue bekommen, nicht wahr?«

»Ja, Jane.«

»Sehr schön. Ich hörte so einiges von dem, was sie sagte. Weißt du was, Cilly?«

Sie wußte schon Bescheid, dann schüttelte sie den Kopf und bekam eine Gänsehaut.

»Dann will ich es dir sagen, Cilly. Das siebte Opfer, das ich brauche. Genau diese Blonde wird es sein.«

»Du willst…?«

»Ja. Sie ist fremd – oder?«

»Das stimmt schon.«

»Dann wird sie auch kaum jemand vermissen.« Er rieb seine Hände gegeneinander. »Welche Zimmernummer hat die Kleine?«

»Vierzehn«, erwiderte Cilly tonlos. »Ich glaube nicht, daß sie abgeschlossen hat…«

***

Das Zimmer war eine Farce. Jane Collins empfand es einfach als

widerlich.
Sie hatte mal einen Film über Bordelle der Zwanziger Jahre gesehen und erinnerte sich wieder. Die Räume in dem Film hatten denjenigen geglichen, in dem sie jetzt hockte.
Roter Plüsch, ein breites Sofa, verstaubte Bilder an den Wänden, die Waschgelegenheit hinter einem Vorhang verborgen, einfach widerlich das alles.
Unter der Decke befand sich keine Lampe. Dafür standen zwei rechts und links des französischen Betts, das für eine Person zu breit und für zwei zu schmal war, wenn man vorhatte, schlafen zu wollen.
Jane hoffte, den Köder breit genug gelegt zu haben. Wenn Cilly mehr über die Sache wußte, mußte sie einfach handeln. Besonders dann, weil sie von einer Fremden auf den Killer angesprochen worden war. Wer da nicht mißtrauisch wurde, wußte wirklich nichts über die schlimmen Mordnächte von Paris.
Jane hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Im Raum roch es nach billigem Parfüm. Vor dem schmalen Fenster hing ein Vorhang. Jane zog ihn zur Seite und schaute nach draußen.
Ihr Blick fiel nicht auf die Straße. Er streifte einen grauen, düster wirkenden Hinterhof, wo Abfalltonnen und außen stehender Unrat ein regelrechtes Bühnenbild bildeten, das nachts sicherlich von Ratten, Mäusen, jagenden Katzen und streunenden Hunden belegt wurde. Wenn sie den Kopf etwas nach links drehte, tat sich eine Lücke auf. Da fiel ihr Blick tiefer in die Stadt hinein, und Jane sah auch die unzähligen Lichter.
Paris war so widersprüchlich. Auf der einen Seite kaum zu fassender Luxus, auf der anderen Dreck, Armut und Menschen, die sich Tag für Tag durchkämpfen mußten.
Als Jane Schritte auf dem Gang hörte, zog sie sich zurück und ging zur Tür.
Abgeschlossen war nicht, sie hatte es versucht, doch der Schlüssel hakte von innen, er paßte nur außen. Die Schritte verklangen, Jane spannte und entspannte sich wieder, als sie herausgefunden hatte, daß jemand den Nachbarraum betrat.
»Komm schon!« hörte sie die etwas schrille Stimme. »Ich habe nicht die ganze Nacht über Zeit.«
Der Kunde brummte etwas, war ansonsten jedoch still.
Hart fiel die Tür zu.
Jane drehte sich um und nahm wieder Platz. Den Mantel hatte sie abgestreift und auf das Bett gelegt. Eigentlich hätte sie jetzt ihrem Job nachgehen und die Kunden auf der Straße »einfangen« müssen.
Das tat sie nicht, da mußte eine Frau wie Cilly einfach mißtrauisch werden und würde wahrscheinlich irgendwann nachschauen kommen.
Ein Telefon mit grünem Stoffüberzug stand auf einem der

Nachttische. Sicherlich nicht zur Zierde. Jane nahm den Hörer ab und stellte fest, daß die Leitung tot war.

Das ärgerte sie, obwohl das Kabel neben dem Bett in einer Verteilerbuchse verschwand. Vielleicht handelte es sich hierbei auch um ein Einweg-Telefon. Da konnte sie angerufen werden, umgekehrt aber nicht.

Wieder verstrichen Minuten. Jane Collins dachte an John Sinclair, Suko und Lady Sarah. Sie hatte sich von den dreien getrennt und war den eigenen Weg gegangen. Ob sie sich und den anderen damit einen Gefallen erwiesen hatte, würde sich noch herausstellen. Wohl fühlte sie sich in ihrer Haut nicht.

Wenn man es genau nahm, hatten sie es mit zwei Fällen zu tun da war einmal der Mörder von Montmartre und zum anderen das geheimnisvolle Templer-Grab, um das sich Lady Sarah kümmern wollte. Wie Jane die Horror-Oma einschätzte, war dieses Grab sicherlich nicht harmlos.

Die Stille zwischen den Wänden wurde durch das Schrillen des Telefons unterbrochen. Damit hatte Jane nicht gerechnet, sie schrak zusammen. Sollte sie abheben oder es bleibenlassen? Das Geräusch kam ihr vor wie eine Botschaft. Sie entschloß sich, den Hörer abzuheben und meldete sich mit einem fragenden und schüchtern gesprochenen »Ja bitte?«

»Ich bin es – Cilly.«

»Ach du.«

»Ja, Süße. Du überraschst mich.«

»Weshalb?«

»Weil du noch auf deiner Bude hockst und nicht unterwegs bist, um Geld zu verdienen. Oder hast du es nicht nötig?«

»Letzteres stimmt. Ich will mich ausleben, wie ich schon sagte. Ich muß erst noch eine Hemmschwelle überwinden.«

Cilly lachte. »Das müssen sie zu Beginn alle. Wie lange wird die Schwelle noch andauern?«

»Kann ich nicht sagen. Ich versuche dann, in der Nacht oder wenn es richtig dunkel ist, auf die Straße zu gehen.«

»Ja, das tu mal, Süße. Dann bist du in der nächsten Stunde also noch oben?«

»Wenn nicht noch länger.«

»Schön.«

Cilly legte auf, und Jane schaute den Apparat sehr nachdenklich an. Das Gespräch hatte ihr überhaupt nicht gefallen. Sie rechnete damit, daß Cilly gewissermaßen als Lockvogel vorgeschickt worden war, um Janes Absichten zu erkunden.

Nun ja, sie würde sehen, wie es weiterging. Beunruhigt allerdings war sie schon.

Im Nebenzimmer waren Mann und Frau längst zur Sache gekommen. Die eindeutigen Geräusche wurden von den Wänden kaum gefiltert. Lachen, Stöhnen und Flüstern war zu hören, auch ein Fluch, aber den hatte die Frau ausgestoßen.

Dann schrie sie: »Hau endlich ab! Für dein Geld hast du genug bekommen!«

Der Mann verschwand sehr schnell, und Jane mußte lächeln. Sie zog den Vorhang zur Seite, um die Waschgelegenheit näher in Augenschein zu nehmen. Viel war nicht vorhanden. An der Wand mit den feuchten Flecken befand sich ein breites Waschbecken. In einem Regal lagen Handtücher. Papiertücher entdeckte Jane ebenfalls.

Sie schüttelte sich. Wie konnten Männer nur so blöde sein und in Zimmer wie diese gehen?

Sie zog den Vorhang wieder zu, drehte sich um – und blieb wie erstarrt stehen.

Jemand hatte ihr Zimmer betreten.

Er stand dicht an der Tür, grinste diabolisch, das Licht erreichte ihn, sein Körper warf einen Schatten, und auf dem Boden zeichnete sich der Buckel deutlich ab…

***

Ein Friedhof in Montmartre!

Das war etwas anderes als die großen Totenäcker in London.

Schon beim Betreten des am Fuße, des Hügels gelegenen Geländes hatte ich gespürt, daß über dieses Gräberfeld der Hauch der Geschichte wehte. Man brauchte nicht einmal sehr sensibel zu sein, um dies herauszufinden. Vielleicht lag es auch an den ungewöhnlichen Grabstätten und Grabsteinen, daß dieser Friedhof anders wirkte.

Wer hier lag, zu Lebzeiten berühmt gewesen war, konnte sich auch mit seiner Grabstätte sehen lassen. Viele von ihnen glichen kleinen Kunstwerken. Nicht nur einfache Steine standen auf den flachen Gräbern, auch Figuren und Kreuze in den unterschiedlichsten Formen.

Auf diesem Friedhof lagen Menschen begraben, die zeit ihres Lebens den verschiedensten Glaubensrichtungen angehört hatten.

Mehr als einmal sah ich die Symbole der Freimaurer.

Da die Dunkelheit noch nicht über Paris hereingebrochen war, befanden wir uns nicht allein auf dem Friedhof. Neben Touristergruppen begegneten uns auch Männer und Frauen, die hier beschäftigt waren und das Gelände in Ordnung hielten.

Der graue Dezemberhimmel lag hoch über der Stadt und vermittelte mir ein etwas trauriges Bild. Eine düstere Stimmung, die auch der Wind nicht hinwegblasen konnte. Ich hatte beide Hände in die Taschen meines gefütterten Mantels gesteckt und spürte Lady Sarahs Unterarm. Die Horror-Oma hatte sich an meiner rechten Seite

eingehängt und ihren anderen Arm in Sukos linke Beuge geschoben, so daß sie zwischen uns herschritt.
»Was fühlst du, John?« fragte sie plötzlich.
»Nicht viel.«
»Ist dieser Friedhof nicht anders? Besitzt er kein eigenes Flair? Das findet man nicht oft.«
»Das stimmt.«
»Na bitte. Und woran denkst du, Suko?«
Der Inspektor lächelte schwach. »Wenn ich dir das sage, lachst du mich aus.«
»Rede schon.«
»Ich dachte an Shao. Wieder ist fast ein Jahr vergangen, ohne daß sie zurückgekehrt wäre.«
»Bestimmt wird sich das im nächsten Jahr ändern.«
Suko hob die Schultern. »Das habe ich vor zwölf Monaten auch gedacht. Geschehen ist leider nichts.«
»Was willst du tun?«
»Nichts, nur warten.«
Ich konnte ihn verstehen. Gerade kurz vor Weihnachten und an Orten wie diesem hier kamen einem Menschen diese trüben, schwermütigen Gedanken.
»Ich muß immer über Jane nachdenken«, sagte Sarah Goldwyn leise. »Allmählich mache ich mir Sorgen. Ich hätte sie doch nicht mit nach Paris nehmen sollen.«
»Das stimmt«, gab ich zu.
»Wenn du sie erlebt hättest, John, würdest du anders reden. Sie ließ sich einfach nicht aufhalten. Nach ihrer furchtbaren Zeit steckte sie voller Tatendrang. Da lief nichts, verstehst du? Ich konnte sie ja nicht festbinden.«
»Das ist bei ihr nicht möglich.«
Zwei Friedhofsarbeiter kamen uns entgegen. Sie schoben mit Werkzeugen gefüllte Schubkarren vor sich her. Wahrscheinlich hatten die Männer Feierabend gemacht.
»Wenn Sie noch etwas sehen wollen, müssen Sie sich beeilen«, sprach einer von ihnen uns an. »Es wird schon gleich dunkel.«
»Danke«, sagte Sarah, »aber wir haben es nicht mehr weit.«
»Stimmt das?« fragte ich, als die beiden außer Hörweite waren.
»Ich glaube schon. Wir gehen übrigens den gleichen Weg, den ich gestern gegangen bin!« erklärte die Horror-Oma. »Da kommen wir auch an dem Ort vorbei, wo die Polizei den Killer stellte.« Sie zog ihre Hand aus meiner Armbeuge, deutete nach vorn und auch nach links. »In den nächsten schmalen Weg müssen wir hinein.«
Als wir die Kurve genommen hatten, konnte ich mir gut vorstellen, weshalb die Beamten diesen Platz gewählt hatten. Er war wegen der

dichten Büsche, die zwischen den Bäumen standen, nicht einsehbar. Dieser Teil des Friedhofs gehörte zu den älteren Plätzen.

»Nicht schlecht«, sagte ich.

Lady Sarah ging vor und blieb an einer bestimmten Stelle stehen.

Mit dem Zeigefinger deutete sie zu Boden. »Da könnt ihr noch die Spuren sehen.«

Wir erkannten, daß der Boden von Kugelgarben aufgerissen worden war. Suko entdeckte noch ein Geschoß, hielt es hoch und nickte bedeutungsvoll. »Wenn er dieses Kaliber überlebt hat, steht er tatsächlich unter dem Schutz des Teufels.«

Ich kam wieder auf das geheimnisvoll Grab zu sprechen, das wir noch finden müssen. »Glaubst du denn, Sarah, daß dieses Grab etwas mit der Existenz des Killers zu tun hat?«

Sie hob die Schultern. »Nicht direkt.«

»Was heißt das?«

»Nun ja, man kann es nicht ausschließen. Ich schließe überhaupt nichts mehr aus, wenn ich daran denke, daß es doch Bindungen zwischen einzelnen Magien gibt.«

»Das mußt du mir erklären«, sagte Suko.

»Ach nichts. Laß uns weitergehen, sonst wird es wirklich zu dunkel.« Lady Sarah ging schon vor.

Suko warf mir einen etwas längeren Blick zu. Wahrscheinlich dachte er ebenso wie ich. Lady Sarah wußte mehr, als sie zugeben wollte. Sie hatte etwas zu verbergen.

Wir holten sie schnell ein. Als sie meinen Arm auf ihrer Schulter spürte, drehte sie den Kopf nach links. »Ja bitte, John, was hast du?«

»Ich möchte dich nur etwas fragen.«

»Tu es.«

»Es geht um das Grab, Sarah. Du weißt doch, wer dort begraben liegt.«

»In der Tat.«

»Kenne ich diesen Toten?«

»Nein, das glaube ich nicht. Ich habe mir vor gut einer Woche ein Buch gekauft. Es behandelt die Templer-Mystik. Als Anhang sind auch Namen aufgeführt worden, und zwar Namen der Templer, die berühmt waren und in den Kämpfen starben. Sowohl Männer als auch Frauen.«

Ich zuckte zusammen. »Frauen?« fragte ich. »Templerinnen?«

»So ist es.«

»Davon habe ich nie gehört.«

»Ich auch nicht«, gab Suko zu.

»Laßt uns gehen.« Sarah wollte über dieses Thema wohl nicht sprechen. Wir taten ihr den Gefallen und schwiegen.

Die Umgebung änderte sich kaum. Sie blieb sehr dicht, beinahe

schon dschungelartig. Über das Unterholz hinweg ragten die Zweige und Äste der alten Laubbäume. Die Orte, wo die grauen Wasserbecken standen, wirkten wie traurige Inseln. Oft genug erreichte uns der Geruch allmählich verfaulender Pflanzen.

Ein sehr alter Teil des Friedhofs hielt uns umfangen. Der älteste überhaupt. Hier wirkten die hohen Grabsteine oft unheimlich. Hin und wieder waren sie nur mehr zu ahnen, weil dichtes Buschwerk sie vor neugierigen Blicken verbargen.

Steinmonumente, stumme Zeugen einer längst im Dunkel liegenden Vergangenheit.

Manche Gräber waren gepflegt worden, andere wiederum hielt das Unkraut umschlossen wie ein natürlicher Tunnel.

Ich konnte mir nicht helfen, aber ich bekam ein komisches Gefühl.

Ein leichtes Kribbeln, als hätte mein Blut eine höhere Temperatur bekommen. Die zitternde Spannung ließ sich auch nicht fortdrücken.

Es dämmerte; Laternen gingen an, jedoch nicht in unserer Straße.

Lady Sarah, die einen Plan aus der Tasche geholt hatte, drückte sich nach rechts, in einen schmalen Weg hinein, dessen Einmündung schwer zu erkennen gewesen war. Ich wäre sicherlich vorbeigelaufen.

Wir folgten ihr. Suko bildete den Schluß. Die Horror-Oma schien von frischer Energie erfüllt worden zu sein, denn sie beeilte sich ungemein.

Der Weg war eine Sackgasse. An seinem Ende stand das Grab des Templers.

»Hier ist es«, sagte sie, drehte sich, damit wir Platz bekamen, und deutete auf die ungewöhnliche Grabstätte.

Ungewöhnlich deshalb, weil der Grabstein in einem sehr dunklen Schwarz schimmerte. Jawohl, schimmerte, denn das Material schien aus Marmor zu bestehen.

»Hier ist es also«, sagte sie. »Tretet ruhig näher und schaut euch den Stein an.«

Das taten wir auch.

Zu sehen war nichts. Keine Inschrift. Oder doch? Ich blickte genauer hin und erkannte, daß die Buchstaben sehr schwer zu lesen waren. Wir mußten sie erst reinigen.

Das übernahmen Suko und ich gemeinsam. Mit den Spitzen der Taschenmesser kratzten wir das Moos aus den eingravierten Fugen, so daß die Buchstaben zum Vorschein kamen.

»Wenn es stimmt«, hörten wir Lady Sarah flüstern, »dann ist das einfach kaum zu fassen, John. Besonders für dich.«

»Wie meinst du das?« Ich stand leicht gebückt und schaute sie schräg von der Seite her an.

»Kratz weiter!« flüsterte sie.

Suko und ich beeilten uns. Sehr bald schon hatten wir sämtliche

Buchstaben freigelegt und konnten den Namen trotzdem nicht lesen, weil es einfach zu dunkel war.

Gegen die Finsternis halfen unsere Bleistiftleuchten. Wir richteten die Strahlen direkt auf den Grabstein und genau auf die Höhe der Buchstaben. Von links nach rechts ließen wir sie wandern.

Neben uns stand Lady Sarah und atmete heftig. Mir aber stockte der Atem, als ich den Namen vorlas, der auf dem Grabstein stand.

Meine Stimme hörte sich dabei an wie das Kratzen in einem Radio, wenn der Sender weglief.

»Manon de Valois…«

***

Die Zimmertür hatte er leise ins Schloß gedrückt. Er selbst wirkte wie die Inkarnation des Bösen, als er vor Jane Collins stand und sie regelrecht anglotzte, mit Augen, in denen sich kein Funke Gefühl abzeichnete. Er war kleiner als die Detektivin, dennoch kam er ihr vor wie eine Mauer, die den Ausgang versperrte. Es würde ihr mehr als schwerfallen, sie zu überwinden.

Der Schock saß tief. Es dauerte, bis Jane sich wieder bewegen konnte. Dann begann sie zu flattern, was sich auch auf den Klang ihrer Stimme übertrug. »Was wollen Sie hier?«

Der Bucklige schaute sie an. »Dich!«

Janes Mund zuckte, als hätte sie sich vor etwas geekelt. Ihr lagen hundert Fragen auf der Zunge, nur schaffte sie es nicht, eine davon zu stellen.

Der Schweiß lag auf den Handflächen. Das Zimmer kam ihr vor wie ein Gefängnis, dessen Wände immer mehr zusammenrückten, um sie letztendlich zerquetschen zu können.

Obwohl sie sich nicht mit dem Buckligen allein im Haus befand, war es ihr, als gäbe es keine Menschen mehr auf der Welt.

»Weshalb willst du mich?« flüsterte sie.

»Du hast nach mir gefragt.«

Jane bekam große Augen. »Ich soll…«

»Ja.«

»Wo und wann?«

Er spreizte den rechten Daumen ab und deutete damit gegen den Boden. Die Haut auf den Händen war ebenso grau wie die in seinem Gesicht. Grau mit einem weißgelben, leichenhaften Schimmer versehen. Im Prinzip fürchterlich. »Unten. Du hast mit Cilly gesprochen und wolltest; etwas von mir. Nicht wahr?«

»Ja, aber…«

»Kein Aber. Ich bin gekommen, um dich zu holen. Ich bin der Bucklige, der Mörder.« Er zeigte die Anzahl seiner bisherigen Opfer mit den Fingern. »Sechs habe ich mir geholt, und du wirst das siebte

Opfer werden. Wie heißt du eigentlich?«

»Jane…«

»Du bist nicht von hier. Du bist eine Fremde, das ist gut. Niemand wird dich vermissen. Ich habe alle sechs Mädchen auf verschiedene Art und Weise getötet, für dich habe ich mir die letzte, die außergewöhnlichste Methode ausgesucht.«

»Und welche?« hauchte Jane. Sie hatte Mühe gehabt, überhaupt die Frage stellen zu können.

In seine Augen trat so etwas wie ein Leuchten. »Es ist die Folter, Jane. Die absolute Folter. Erst wenn ich sie hinter mich gebracht habe, bin ich zu höheren Dingen berufen, dann wird mich der Teufel noch mehr unterstützen.«

Jane schielte zur Seite und sah ein, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Ihre Handtasche mit der Astra lag auf dem Bett. Die kleine Pistole enthielt ebenfalls geweihte Silberkugeln. Father Ignatius stellte sie wieder für die Waffe her, wie es früher einmal gewesen war. Das Bett befand sich an ihrer linken Seite. Um es zu erreichen, benötigte sie leider mehr als einen Schritt.

Der Bucklige würde immer schneller sein. Vorausgesetzt, sie blieb auf der Stelle stehen. Wenn es ihr jedoch gelang, näher an das Bett heranzukommen, sah die Sache schon anders aus. Deshalb versuchte Jane, ihn abzulenken und breitete die Arme aus.

»Was soll das alles? Ich bin gekommen, um Kunden aufzureißen, nicht um zu sterben.«

»Das bestimme ich!«

»Die Polizei wird…«

Er unterbrach Jane durch sein Lachen. »Welche Polizei denn? Sie haben es versucht. Sie schossen auf mich, sie trafen auch, aber sie konnten mich nicht töten, denn jemand, der schon tot ist, den kann man nicht mehr sterben lassen.«

Obwohl Jane Collins Bescheid wußte, spielte sie dennoch die Überraschte. »Wieso tot?«

»Ich bin ein Zombie!« erklärte er mit stolzer Stimme.

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Zombies gibt es nicht in Wirklichkeit, nur in den Filmen oder so.«

Obwohl Jane bei ihrer Antwort log, hatte sie die Rolle überzeugend gespielt. Auch der Bucklige war darauf hereingefallen.

»Sei nicht so arrogant wie die anderen!« fuhr er sie an. »Es gibt die Zombies, die lebenden Toten. Mir hat der Teufel ein neues Leben gegeben, er ist mein Freund geworden.«

»Der Satan kann niemandes Freund sein!« erklärte Jane. »Er ist einfach zu schlecht. Dinge wie Treue oder Freundschaft zählen nicht für ihn. Das weiß ich.«

»Du hältst dich wohl für sehr schlau.«

»Ich weiß es eben.«
»Woher?«
»Nur so.«
Es war Jane gelungen, wieder ein wenig näher an das Bett heranzukommen, wo die Tasche lag. Sie schnappen, sie öffnen, die Waffe hervorzuholen, das mußte einfach klappen.
Hatte der Bucklige etwas bemerkt? Er jedenfalls wechselte seinen Standort nicht. Sein Blick bohrte sich in Janes Gesicht. »Du wirst in dieser Nacht nur einen Kunden haben, kleine Nutte. Und zwar mich. Ich werde mich mit dir beschäftigen.«
»Wo willst du mich foltern oder töten?« fragte Jane. »Hier? Ich werde schreien und…«
»Das kannst du. In diesem Haus wird oft geschrien. Cilly weiß das. Sie wird nichts tun.«
»Dann hat sie dich zu mir geführt.«
»Sie gab mir Bescheid. Außerdem habe ich deine Ankunft beobachtet und gedacht, daß du mir von der Hölle geschickt worden bist. Leichter hätte ich das siebte Opfer nicht bekommen können.«
»Weshalb sieben?«
»Weil sie die magische Zahl überhaupt ist. Aber das brauchst du nicht näher zu wissen. Wichtig ist für dich und mich, daß du den Reigen der Toten schließen wirst.«
So wie er sprach, schien alles auf eine Entscheidung hinzulaufen.
Auch Jane Collins mußte sich jetzt etwas einfallen lassen. Bei Zombies kannte sie sich aus. Sie wußte sehr gut, daß diese Wesen übermenschliche Kräfte besaßen. Ein normaler Kämpfer kam gegen sie nicht an, denn Zombies verspürten keinerlei Schmerzen und kannten keine Konditionsschwierigkeiten. Sie konnten nicht besiegt werden, falls man nicht die nötigen Waffen in den Händen hielt.
Wie die Silberkugel-Astra.
Jane hielt ihn unter Kontrolle und sich selbst ebenfalls. Nur nicht durch ein Zucken etwas von dem Vorhaben verraten, das wäre letztendlich noch fatal gewesen.
Der Bucklige bewegte sich.
Es war schon seltsam, wie er seine Finger krümmte, Fäuste entstehen ließ, ein Zucken durch seine Arme rann, das erst in Höhe der knochig wirkenden Schultern aufhörte. Der Eindringling sonderte einen widerlichen Gestank ab. Eine Mischung aus Moder und Kloakengestank. Nun wußte sie auch, wo sich der Killer versteckt gehalten hatte.
Er war noch sehr arrogant, krümmte einen Zeigefinger, der wegen der dünnen, bleichen Haut etwas Skelettartiges besaß, und winkte sie damit heran. »Komm her, Süße. Komm zu mir.«
»Nein!« keuchte Jane.

»Dann hole ich dich. Und wie gesagt, schreien hat keinen Sinn. Zudem bin ich unbesiegbar.«

Er sprang.

Jane hatte damit gerechnet und überraschte den Zombie, als sie sich schwungvoll nach rechts warf, auf dem Bett landete und nach ihrer Handtasche griff.

Beim ersten Versuch rutschte die Hand am Außenleder ab. Sie mußte nachfassen, bekam sie jetzt zwischen die Hände und rollte sich mit zwei, drei Bewegungen quer über das Bett, so daß sie an der äußeren Kante zu Boden prallte.

Jane hörte ihn.

Der Bucklige gab unartikulierte Geräusche ab. Vielleicht ein Zeichen seiner Wut oder des Hasses darüber, daß er die Frau bei der ersten Attacke nicht hatte erwischen können.

Jane lag auf dem Rücken, die Tasche hatte sie aufgeklappt, ihre Hand in das Innere geschoben.

Die kleine Astra-Pistole war leider etwas in die Enge gerutscht, so verlor sie wertvolle Zeit.

Sie bekam sie trotzdem zwischen die Finger, riß die Hand hervor, als der Schatten über sie fiel.

Der Bucklige hockte auf dem Bett. Sogar sehr nahe der Kante, und seine Arme schienen aus Gummi zu bestehen, als er sie vorstreckte und zugriff. Er hatte zielsicher zugefaßt. Bevor Jane Collins die Mündung der Waffe in seine Richtung drehen konnte, umspannten die kalten Totenklauen ihr Handgelenk und drückten es zur Seite.

In einem Reflex drückte Jane ab. Die Kugel jagte neben der Tür in die Wand, dann brüllte die Detektivin vor Schmerz auf, weil man ihr das Handgelenk verdreht hatte.

Die Pistole rutschte aus ihren Fingern. Hätte sie die Waffe länger festgehalten, wäre ihr Gelenk wohl gebrochen worden.

Der Bucklige ließ sich fallen und landete mit angezogenen Knien auf dem Körper der Detektivin.

Der plötzliche Druck preßte Jane die Luft aus den Lungen. Sie wollte atmen und brachte nur ein Würgen zustande.

Beide Hände des Buckligen verkrallten sich in Janes Haar; es wurde brutal.

Sie konnte sich nicht mehr wehren, die Schmerzen jagten durch ihren Schädel, verdichteten sich zu regelrechten Detonationen, wobei die letzte so schlimm war, daß sie Jane Collins in den tiefen Tunnel der Bewußtlosigkeit riß.

Bewegungslos blieb sie liegen.

Quasimodo war zufrieden, was sein satt klingendes Grunzen anzeigte. Er stand auf und grinste breit. Das siebte Opfer war ihm sicher. Die Frau konnte nicht mehr weg.

Er drehte sich um, als das Telefon schrillte. Sehr bedächtig hob er ab und hörte Cillys zitternde Stimme. »Was ist geschehen? Ist alles in Ordnung? Ich hörte einen Schuß.«

Er lachte. »Ja, es ist alles klar. Ich habe sie. Ich habe mein siebtes Opfer.«

Cilly schwieg. Die folgende Frage fiel ihr schwer. »Ist sie… ist sie tot?«

»Nein, aber sie wird sterben. Meine besondere Methode muß ich bei ihr anwenden, das ist Vorschrift.«

»Gut und jetzt?«

»Du weißt, was du zu tun hast, Cilly. Komm hoch und bringe das Totenhemd mit. Ich will es ihr überstreifen, denn auf dem weißen Stoff sehe ich das Blut besser.« Er lachte furchtbar und tanzte von einem Bein auf das andere, bevor er auflegte.

Wie ein mordgieriger Teufel schlich er durch das Zimmer, sein Blick wechselte dabei zwischen der bewußtlosen Jane und der Tür hin und her. Was hatte sich alles in den vergangenen zwölf Monaten geändert? Unheimlich viel. Aus dem Geächteten oder Verspotteten war eine mörderische Institution geworden, vor der Montmartre zitterte. Sie alle fürchteten ihn, ob Männer ob Frauen, und sie würden in der Zukunft noch viel mehr von ihm hören.

Er wartete auf Cilly, die sich ziemlich viel Zeit ließ, was ihm auch nicht paßte.

Endlich hörte er Schritte, die vor der Tür verstummten. Das Klopfen klang zaghaft.

Der Bucklige riß die Tür so wuchtig auf, daß Cilly erschrak. Sie starrte zuerst ihn, dann die am Boden liegende Jane an, deren Gesicht eine blasse Farbe bekommen hatte.

»Sie sieht aus wie tot.«

»Das wird sie auch bald sein.« Er zog Cilly in den Raum und riß ihr das weiße Totenhemd aus der Hand. »Schließ die Tür!« forderte er die Concierge auf.

Die Frau tat es. Sie würde alles tun, was er verlangte. Wenn sie sich gegen ihn stellte, war sie tot. Da kannte eine Person wie er kein Pardon.

Quasimodo wuchtete den leblosen Körper der Frau hoch und legte ihn auf das Bett. Er winkte Cilly heran. Gemeinsam streiften die beiden Jane Collins das Totenhemd über. Es war etwas mühsam, weil sich die Frau selbst nicht bewegen konnte.

»Ich liebe Leichenhemden!« flüsterte der Bucklige. Selbst der abgebrühten Cilly liefen bei diesem Satz Schauer über den Rücken. Sie sagte nichts und arbeitete mit hochrotem Kopf weiter.

Als wollte er es bügeln, so strich Quasimodo die letzten Falten des Totenhemdes glatt. Erst dann war er zufrieden und wandte sich an

seine Helferin.

»Öffne das Fenster!«

Sie staunte. »Willst du auf diesem Weg…?«

»Ja, verdammt. Ich werde durch das Fenster klettern und über die Hinterhöfe gehen.«

»Wohin?«

Da lächelte er falsch. »In mein Versteck, wo ich alles vorbereitet habe.«

»Wie du meinst, Quasimodo!« Mehr sagte sie nicht. Die kühle Abendluft drang in den Raum und zerquirlte den Geruch aus Moder und schwerem Parfüm. Der Bucklige hatte Jane bereits geschultert. Sie lag über seiner Linken. Er ging mit ihr auf das Fenster zu, unter dem ein schmaler Sims entlangführte, den Quasimodo als Stütze benutzen konnte, denn dicht unter dem Sims befand sich das schräge Dach eines Anbaus.

Er sprang, landete sicher und schaute sich nicht einmal um, als er vom Anbau her auf den Boden des Hinterhofes glitt und in dessen Düsternis verschwand.

Cilly schloß das Fenster. Sie drehte sich um, sah die Astra am Boden liegen, hob sie auf und ließ sie in ihrer Kitteltasche verschwinden. Nur keine Spuren hinterlassen!

Sie verließ das Zimmer und ging zurück auf ihren Platz an der offenen Haustür…

***

Ich wiederholte den Namen noch einmal, weil ich es einfach nicht fassen konnte.

»Manon de Valois!«

Wer war diese Frau? Was hatte sie mit Hector de Valois zu tun, dem einmal mein Kreuz gehört hatte und der gewissermaßen als John Sinclair wiedergeboren war?

Lady Sarah gab mir die Antwort, ohne daß ich sie danach gefragt hätte. Sie konnte sich vorstellen, wie es in mir aussah. »Manon de Valois war Hectors Schwester, John.«

Ich ließ die Arme hängen. Tonlos wiederholte ich. »Seine Schwester also. Seine Schwester…«

»Ja.«

»Das hast du gewußt, Sarah?«

Die Horror-Oma hob die Schultern. »Nicht hundertprozentig. Deshalb bin ich nach Paris gefahren. Ich fand in meinem Buch eine Andeutung dessen und wollte mich mit eigenen Augen davon überzeugen.«

»Niemals hat Hector de Valois mit mir über seine Schwester gesprochen«, flüsterte ich.

»Möglicherweise hat er sie bewußt aus seiner Erinnerung gestrichen«,

antwortete Sarah.

»Das hört sich an, als wüßtest du mehr.«

»Kaum.«

Ich ging auf den Grabstein zu und blieb einen Schritt davor entfernt stehen. Noch einmal leuchtete ich ihn an, fuhr mit dem Kegel der kleinen Lampe über die Buchstaben hinweg und erkannte, daß wir uns nicht getäuscht hatten.

In den Stein war tatsächlich der Name Manon de Valois eingraviert.

Suko, der ebenfalls mitgelesen hatte, räusperte sich. »Das ist ein Hammer, John, und ich werde das Gefühl nicht los, daß wir mit ihr zu tun bekommen.«

»Kann sein. Fragt sich nur, ob positiv oder negativ.«

»Ich rechne eher mit dem letzten«, erklärte Lady Sarah mit zögernden Worten.

»Wieso?«

»Nun ja, John.« Sie hob die Schultern. »Ich las, daß sich die beiden Geschwister nicht besonders vertrugen.«

»Na und?«

»Das ist oft bei Geschwistern so, da gebe ich dir recht. Bei ihnen ging es um sehr unterschiedliche Meinungen. Ich will sagen, daß es um das Prinzip ging. Während Hector de Valois auf der richtigen Seite der Templer stand, war seine Schwester anderer Meinung. Sie muß den falschen Weg gegangen sein.«

»Baphometh?« hauchte ich.

»Schon.«

Ich atmete tief durch. Im Vergleich zu den hohen Büschen und Bäumen wirkte Lady Sarah klein und verloren. »Du hast eine schwerwiegende Anschuldigung gelassen ausgesprochen. Besitzt du dafür auch die entsprechenden Beweise?«

»Ich muß mich darauf verlassen, was in dem Buch gestanden hat.«

»Was stand dort? Hast du es mitgebracht?«

»Ja.«

»Wenigstens etwas«, stöhnte ich. »Du trägst es sicherlich nicht bei dir – oder?«

»Nein, das nicht.«

»Dann sag uns wenigstens«, meinte Suko, »was du von dem Text noch behalten hast.«

»Es ist nicht viel«, gab Lady Sarah zu. »Die beiden Geschwister waren wie Feuer und Wasser. Er tendierte zu den wahren Aufgaben der Templer her, sie aber dachte nur an Baphometh. Manon soll eine seiner großen Dienerinnen und ihm hörig gewesen sein. Sie hat für ihn alles getan. Sie hat Macht besessen und Beziehungen geknüpft. Sie kannte mächtige, einflußreiche Persönlichkeiten, unter anderem auch den König von Frankreich. Ihr Einfluß reichte weit.«

»Wie ist sie gestorben?« wollte ich wissen.
Lady Sarah hob die Schultern. »Schrecklich.«
Ich lachte. »Das ist keine Antwort.«
»Gut, ihr Tod liegt im dunkeln. Sie muß auf geheimnisvolle Art und Weise ums Leben gekommen sein. Eine Tochter der Hölle, eine Schwester des Bösen, John.«
»Hatte sie auch mit dem Dunklen Gral zu tun gehabt?« erkundigte ich mich.
»Es wurde erwähnt, allerdings mehr spekuliert. Wenn das Buch recht behält, muß sie sogar Peter von Aumont gekannt haben, den großen Templerritter, der ebenfalls über den Dunklen Gral informiert war. Mehr kann ich auch nicht sagen.«
»Es reicht schon.« Ich wischte über meine Stirn und leuchtete noch einmal die Buchstaben an. »Da hast du uns wirklich eine Überraschung bereitet. Wäre dir der Killer nicht in die Quere gekommen, hättest du uns nicht Bescheid gesagt.«
»Nein, John, nein.« Sie hob wie warnend den Zeigefinger. »So darfst du das nicht sehen. Ich hätte euch schon Bescheid gegeben, darauf kannst du dich verlassen.«
»Wann?«
»Ich wollte doch erst schauen, ob ich mich nicht geirrt hatte. Auch das Buch ist eigentlich kein Beweis. Du weißt selbst, wie geduldig Papier ist. Ich mußte einfach auf Nummer Sicher gehen. Dann hätten wir es gemeinsam geschafft.«
Ich lachte leise. »Was bleibt uns auch anderes übrig, als dir zu glauben.«
»Stimmt.«
»Aber ich mag deine Alleingänge nicht, Sarah. Wie oft hast du dich durch sie in Gefahr gebracht?« Dann winkte ich ab. »Ehrlich gesagt, bei dir sind Hopfen und Malz verloren.«
Als Suko nickte, mußte ich grinsen. Mein Freund schaute gleichzeitig auf die Uhr. »Ich finde ja, daß wir wieder zurück zum Hotel gehen sollten.«
»Und dann?«
»Das Buch.«
»Wir können ja wieder herkommen«, sagte die Horror-Oma.
»Wahrscheinlich müssen wir es sogar.«
»Weshalb?«
»Wenn mit dem Tod dieser Manon de Valois etwas nicht stimmt, kann uns das Grab vielleicht eine Auskunft geben.«
»Aber nur, wenn wir es öffnen«, sagte Suko.
»Das versteht sich.«
Davon war ich nicht begeistert. Ich ärgerte mich jedoch, daß ich den Dunklen Gral nicht bei mir trug. Vielleicht hätte er mir Auskünfte

über Manon de Valois geben können. So mußten wir uns etwas anderes einfallen lassen. Möglicherweise brachte uns eben das geheimnisvolle Buch auf die Spur.

Lady Sarah sah, daß ich sie anschaute. »Was hast du, John? Woran denkst du?«

»An dich und daran, daß du die Gabe hast, immer wieder in magische Fettnäpfchen zu treten.«

Sie hob die Schultern. »Das ist nun mal mein Schicksal, John.«

»So sieht es aus.«

Ich ging an Suko und Sarah vorbei, ohne dem Grab noch einen Blick zu gönnen. Der hohe, kantige und dunkle Stein verschwamm auch in der einsetzenden Dunkelheit des späten Nachmittags.

»Da wäre ja noch etwas«, sagte Lady Sarah.

»Was denn jetzt?« Ich spürte, wie sich die Haut auf meinem Rücken spannte.

»Jane Collins, John. Sie wollte auf Mördersuche gehen, und ich frage mich, wie es ihr ergangen sein mag…«

***

Schlecht, sehr schlecht war es Jane Collins ergangen. Nicht allein auf das Magendrücken zurückzuführen, das sie quälte, als sie wieder erwachte, es gab auch andere Dinge, die sie ungemein störten. Jane hatte nämlich festgestellt, daß es ihr nicht mehr möglich war, sich zu bewegen. Es war kalt, sie lag auf dem Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt, wobei ihre Arme über die Schultern hinweg nach hinten ragten und die Handgelenke mit rohen Stricken irgendwo festgebunden waren.

Das gleiche war mit den Fußgelenken geschehen. Wenn sie versuchte, die Muskeln zu spannen, hatte sie den Eindruck, als würde sie auseinandergerissen.

Sie lag auf dem Rücken und spürte unter der dünnen Haut die bretttharte Unterlage.

Noch hielt sie die Augen geschlossen. Eine Art Schutzfunktion, denn sie traute sich nicht, die Umgebung zu beobachten, weil sie Angst vor der Erkenntnis besaß.

Was hätte sie sehen können?

Mit den anderen Sinnen versuchte sie, die Umgebung zu »ertasten«. Sie roch, schnüffelte sogar dabei und stellte fest, daß ihr ein fauliger Gestank in die Nase wehte. Zugleich vernahm sie ein Rauschen, das selbst den dumpfen Schmerz in ihrem Schädel übertönte.

Befand sich ein Fluß in der Nähe? Ja, die Seine, aber die stank nicht so.

Trotz der besonders starken Schmerzen im Hinterkopf kramte Jane in ihrem Gedächtnis nach und versuchte sich daran zu erinnern, wie sie

in diese fatale Lage hineingeraten war.

Die Lösung war einfach, und sie trug daran die Schuld. Sie hatte es sich leicht, zu leicht vorgestellt, den Killer zu fangen und dabei nicht einkalkuliert, daß er in Cilly eine Helferin besaß. Jane Collins war deshalb in eine perfekte Falle gelaufen.

Daß sie im Freien lag, war ihr auch klar, denn der kalte Dezemberwind strich über ihren Körper. Er zauberte eine zweite Haut, die sie von Kopf bis zu den Füßen berieselte.

Sie schüttelte sich, klapperte mit den Zähnen und schlug plötzlich die Augen auf.

Ihr Blick fiel in die über ihr liegende Finsternis. Es war die Dunkelheit des Abends oder der Nacht. Der Himmel schwebte hoch über ihr. Wenn sie den Kopf etwas nach rechts drehte, sah sie das helle Schimmern von wuchtigen Mauersteinen, hinter denen sie einsam und verlassen lag. Doch wo genau hatte man sie hingelegt und gefesselt?

Jane Collins hatte es noch nicht herausgefunden. Es gelang ihr zudem nicht, den Kopf so weit hochzudrücken, daß sie ihre Füße erkennen konnte. Da spannten sich zu sehr die Muskelstränge in ihrem Nacken, und das Ziehen bereitete ihr starke Schmerzen.

Sechs tote Mädchen hatte der Bucklige auf dem Gewissen, und sie sollte das letzte, das siebte Opfer sein.

Vor ihr schimmerte es hell. Zuerst hatte sie sich darüber gewundert. Als sie etwas genauer hinschaute, erkannte sie, daß man ihr ein anderes Kleidungsstück übergestreift hatte.

Bleich und weiß mußte es bis hinunter zu den Knöcheln reichen.

Ein Hemd – vielleicht ein Totenhemd?

Darüber erschrak sie sehr. Wenn ja, dann hatte sie der Bucklige bereits für das Sterben programmiert.

Wo steckte er?

Jane wünschte sich, daß er so schnell nicht zu ihr kommen würde, aber sie hatte sich geirrt.

Plötzlich hörte sie Tritte. Sie klangen zunächst hart, als würde der andere irgendwo hochsteigen.

Jane hielte den Atem an und lauschte. Erinnerungen wurden in ihr wach. Schon einmal hatte man ihr in Paris eine mörderische Falle gestellt, als sie die Jagd nach den drei Herzen aus Eis durch die unterirdischen Kanäle geführt hatte. Das lag schon lange zurück, war schon fast vergessen gewesen, nun aber kam es wieder in ihr hoch.

Die Schritte blieben. Nicht mehr so hart aufgesetzt, jetzt schlurfend und bewußt verzögernd.

Jemand kam.

Der Bucklige?

Jane glaubte fest daran. Wer sonst konnte Interesse daran haben, sich

mit ihr zu beschäftigen. Wieder drehte sie den Kopf sehr vorsichtig auf die rechte Seite, um sehen zu können, ob es tatsächlich Quasimodo war. Sein Schatten wanderte zuerst über den naß wirkenden Boden, dann schälte sich seine Gestalt dreidimensional hervor. Sie sah ihn ganz und auch sein bleiches Gesicht, in dem die Augen einen türkisfarbenen Schimmer bekommen hatten.

So also sah ein Günstling des Satans aus.

Er trat so dicht an sie heran, daß er mit den Beinen fast die Unterlage berührte.

Dann senkte er den Kopf.

Ein diabolisches Gesicht, ein Zerrbild des menschlichen Aussehens. Perversion der Schöpfung und Zeichen der Hölle.

»Ich habe dich!« flüsterte der Bucklige. »Ich habe dich als mein siebtes Opfer erkoren.«

»Okay!« keuchte Jane. »Das ist mir bekannt. Du willst mich töten, um dem Teufel einen Gefallen zu tun.«

»Genau!«

»Aber warum ich?«

»Es war zu einfach.«

Jane versuchte es anders herum. »Weißt du überhaupt, wer ich bin, Quasimodo?«

»Eine Frau«, erwiderte er und rieb wieder seine Hände. »Eine sehr hübsche Frau. Auch die anderen waren hübsch. Aber sie lachten mich aus, sie verspotteten mich, sie wollten nichts mit einem verdammten Krüppel zu tun haben. Auch du hättest so gehandelt.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil ich euch kenne, ihr verdammten, schönen Weiber! Ich kenne euch genau. Aber jetzt ist Schluß. In dieser Nacht bestimmen der Teufel und ich, was geschieht. Ich habe meine sechs ersten Opfer auf die unterschiedlichste Art und Weise getötet. Dich werde ich foltern, wie ich es dir versprach. Weißt du überhaupt, worauf du liegst, Jane? Auf einer Streckbank!« schrie er und lachte so schaurig, daß es Jane Collins angst und bange wurde…

***ENDE des ersten Teils***